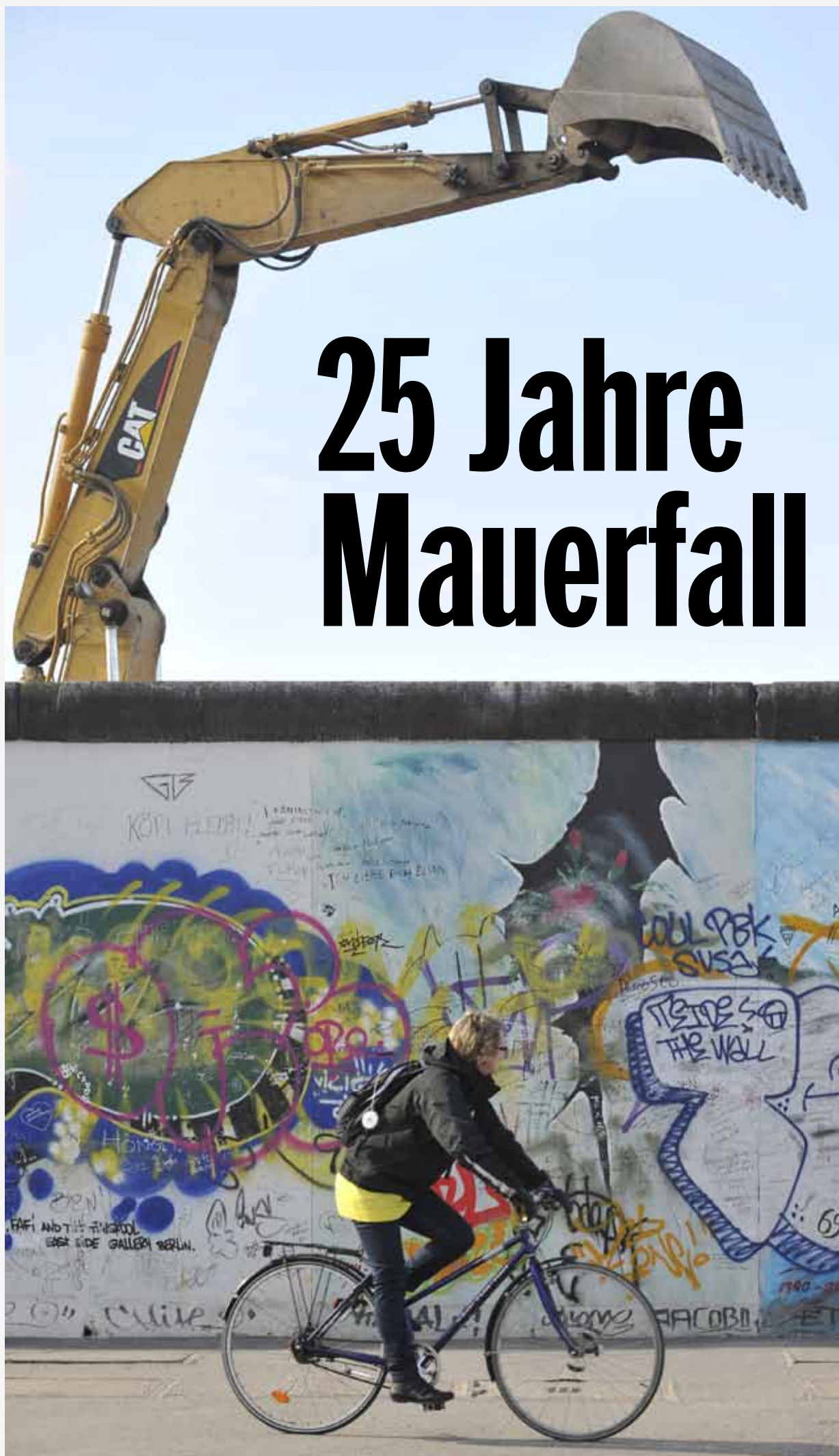




25 Jahre Mauerfall

Eine tragische Figur

- Gorbatschow ist in Deutschland der beliebteste Russe
- Er hat die Wiedervereinigung möglich gemacht
- Der Ex-Präsident selbst fühlt sich vom Westen betrogen

VON MORITZ GATHMANN, N-OST

Sie klatschten und lachten. Lachten über den Präsidenten der Sowjetunion. Der versuchte, souverän zu bleiben, aber er spürte die Aussichtslosigkeit seiner Lage. „Das ist ein Fehler“, stammelte er. Doch die Abgeordneten des Obersten Sowjets kannten keine Gnade mehr mit dem Mann, ohne den sie dort kaum gegessen hätten.

Die Demontage des Michail Sergejewitsch Gorbatschow am 23. August 1991 besiegelte seine politische Karriere. Boris Jelzin, der russische Präsident, entschied den Machtkampf für sich, als er Gorbatschow während seiner Rede unterbrach, um vor laufenden Kameras ein Dekret über das Verbot der Kommunistischen Partei Russlands zu unterschreiben. Damit war Gorbatschow eine „lame duck“, eine lahme Ente, ja mehr noch – ein Herrscher ohne Reich. Am 25. Dezember 1991 schließlich legte Gorbatschow sein Amt als Präsident der Sowjetunion nieder. Der Tag markiert das Ende von Gorbatschows politischer Karriere, auch wenn er dies selbst nie wahrhaben wollte. Gorbatschow ist ein tragischer Held.

Mit 83 Jahren wird der Mann mit dem markanten Feuerhut auf dem Kopf im November zum 25. Jahrestag des Mauerfalls nach Berlin kommen. Noch einmal wird der gesundheitlich angeschlagene Politiker sich dort feiern lassen, wo man ihn bedingungslos verehrt. Denn zu Hause ist er gut zwei Jahrzehnte nach dem Ende der Sowjetunion ein Außenseiter. Fragt man die Russen, sagen sie, er habe das Land zerstört und seine Bewohner ins politische und wirtschaftliche Chaos gestürzt.

Nach seinem Sturz im Jahr 1991 gründete Gorbatschow eine Stiftung, schrieb Dutzende Bücher, reiste als hochbezahlter Redner um die Welt. 1996 trat er bei den Präsidentschaftswahlen an – und ging mit 0,51 Prozent der Stimmen unter. Auch seine wiederholten Versuche, eine russische sozialdemokratische Partei aufzubauen,

scheiterten ein ums andere Mal. Der Kreml erinnerte sich erst 2011 an den Friedensnobelpreisträger, da verlieh ihm der sich liberal gerierende Präsident Dmitri Medwedjew einen Orden. Wladimir Putin jedoch hat eine ganz andere Meinung von Gorbatschow. Vor zwei Jahren erklärte er in einer Fernsehfragestunde auf die Frage, wie er 1991 an dessen Stelle gehandelt hätte: „Nicht den Kopf in den Sand stecken und den Hintern rausschauen lassen, sondern die territoriale Einheit des Staates verteidigen.“

Gorbatschow, der 1985 zum stärksten Mann der Sowjetunion aufstieg und der mit Perestroika (Umbau) und Glasnost (Transparenz) in die Weltgeschichte einging, wehrt sich bis heute gegen die Anschuldigungen. Ähnlich wie Putin bedauerter in Interviews den Zerfall der Sowjetunion und gesteht lediglich taktische Fehler ein, etwa jenen, dass er Boris Jelzin nicht frühzeitig „fortgeschickt“ hätte. Jelzin war es, der hinter seinem Rücken die Auflösung der Sowjetunion

und ihre Umwandlung in die Gemeinschaft unabhängiger Staaten (GUS) betrieb. Und Michail Gorbatschow damit überflüssig machte.

Auch gegenüber dem Westen, der ihn damals wie heute feierte, erhebt Gorbatschow seit Jahren schwere Vorwürfe: Er fühlt sich vom Westen betrogen, weil die NATO sich entgegen der Zusagen der damaligen politischen Führer bis an die Grenzen Russlands ausgedehnt hat – eine Diskussion, die derzeit angesichts der Ukraine-Krise wieder aktuell geworden ist. „Es gibt ehrliche Politik, und es gibt täuschende Politik“, antwortete er jüngst auf die Frage, ob er betrogen worden sei.

Grund für seinen Ärger ist eine mündliche Zusage des damaligen amerikani-



Was macht eigentlich...?



➤ **Egon Krenz** war der letzte SED-Chef. Er sagt, er wollte im Herbst 1989 eine Wende in der DDR einleiten. Dann fiel die Mauer. Überraschend trifft sich das Zentralkomitee der SED am 18. Oktober 1989 zu einer Sonder-sitzung. DDR-Staats- und Parteichef Erich Honecker wird gezwungen, seinen Rücktritt zu verlesen. Der 77-Jährige bittet um Entbindung von sämtlichen Ämtern aus gesundheitlichen Gründen. Honecker schlägt Krenz als seinen Nachfolger vor und geht vorzeitig. Noch am Abend des 18. Oktober verkündet Krenz im DDR-Fernsehen eine „Wende“ und räumt ein: „Fest steht, wir haben die gesellschaftliche Entwicklung in unserem Lande nicht real genug eingeschätzt und nicht die richtigen Schlussfolgerungen gezogen.“ Das wird ihm auch in Zukunft nicht gelingen. Schon wenige Wochen nach dem Mauerfall,



präsentiert

25 Jahre Mauerfall



Mensch und politisches Denkmal: der frühere Präsident der Sowjetunion, Michail Gorbatschow. BILD: AFP

Ein Satz für die Geschichtsbücher

Es sind gerade einmal acht Wörter, die für das marode Regime der DDR im Herbst 1989 zum Fanal werden: „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.“ Ein Satz, der in die Geschichtsbücher eingegangen ist. Er wird Michail Gorbatschow zugeschrieben, dem letzten Generalsekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion. Gorbatschow soll ihn vor 25 Jahren gesagt haben, bei den Feierlichkeiten zum 40. Jahrestag der DDR-Staatsgründung am 6. und 7. Oktober 1989 in Ost-Berlin. Doch stimmt das auch?

Aufnahmen gibt es nicht, weder auf Tonbändern noch auf Filmen sind die Worte festgehalten. Das wäre wohl auch schwer möglich gewesen. Denn: „Diesen Satz hat Gorbatschow so nicht gesagt“, behauptet der frühere Reporter der Deutschen Presse-Agentur (dpa), Heinz Joachim Schöttes.

Alle hoffen auf Gorb

Es herrscht eine gespenstische Atmosphäre, als Gorbatschow am 6. Oktober 1989 in Ost-Berlin eintrifft. Seit Monaten fliehen DDR-Bürger über Ungarn in den Westen. Und auch viele Ostdeutsche, die bisher geblieben sind, verlieren die Geduld. Die Riege um Staats- und Parteichef Erich Honecker erhofft sich Rückendeckung von dem Besuch aus Moskau. Die Menschen rufen „Gorbi, Gorbi“ und hoffen auf Tauwetter.

Als Gorbatschow am 6. Oktober in der Berliner Gedenkstätte Neue Wache einen Kranz für die Opfer des Faschismus niederlegt, geschieht etwas Ungewöhnliches. Der Russe lässt die Kamerateams des Ost-Fernsehens links liegen und steuert die westdeutschen Kamerateams an. „Er kam direkt auf uns zu“, erinnert sich der frühere „Tageschau“-Reporter Claus Richter. Schöttes: „Er sagte vor der Neuen Wache: ‚Ich glaube, Gefahren lauern nur auf jene, die nicht auf das Leben reagieren.‘“ Ein nicht sehr prägnanter Satz. Und es sind keineswegs die Worte, die später um die Welt gehen werden.

Und das Originalzitat? Gorbatschow schrieb in seinen Memoiren, es sei in einem Vier-Augen-Gespräch mit Honecker gefallen: „Das Leben verlangt mutige Entscheidungen. Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.“ Was er damals wirklich zu Honecker sagte, lässt sich nicht mehr nachvollziehen. Klar ist jedoch, wann der berühmte Satz in dieser Form zum ersten Mal öffentlich auftaucht: am 7. Oktober gegen 18.30 Uhr, kurz nach dem Vier-Augen-Gespräch von Gorbatschow und Honecker, in zwei Tickermeldungen der Nachrichtenagenturen dpa und Associated Press (AP). Dazu lieferte die dpa den Satz: „Beobachter werteten das als indirekten Hinweis, dass auch in der DDR ähnliche Reformen wie in der Sowjetunion im gesellschaftlichen Bereich eingeführt werden sollen.“

Das Original des Statements, geliefert von Gorbatschows Sprecher Grassimow, sei „eine verschachtelte Konstruktion“ gewesen, erinnert sich Schöttes. AFP-Kollege Metkemeyer erinnerte sich, der Satz sei entstanden, indem die Journalisten gemeinsam die treffendste Übersetzung gesucht hätten. Schöttes: „Der Kollege Metkemeyer und ich haben unsere Aufzeichnungen abgeglichen und haben uns dann auf diese Interpretation des Gesagten verständigt.“ (dpa)

schen Außenministern Joseph Baker gegenüber Gorbatschow. Das Bündnis werde seinen Einflussbereich „nicht einen Inch weiter nach Osten ausdehnen“, falls die Sowjets der Nato-Mitgliedschaft eines geeinten Deutschland zustimmen, sagte Baker im Februar 1990 in Moskau. Die Aussage bezog sich damals nur auf Ostdeutschland. Gorbatschow sagt jedoch: „Allein die Vorstellung, die Nato würde sich auf Länder dieses Bündnisses ausdehnen, klang damals vollkommen absurd.“ Klar ist: Hätte er 1990 gewusst, dass einige Jahre später nicht nur Polen und Tschechien, sondern auch die Sowjetrepubliken im Baltikum NATO-Mitglieder werden, hätte es keinen Abzug der sowjetischen Truppen, vielleicht sogar keine deutsche Wiedervereinigung gegeben.



„Nicht den Kopf in den Sand stecken und den Hintern rausschauen lassen, sondern die territoriale Einheit des Staates verteidigen.“

Wladimir Putin, russischer Präsident, vor zwei Jahren auf die Frage, wie er anstelle von Gorbatschow gehandelt hätte

Denn die Position Gorbatschows war grundlegend für die Lösung der „deutschen Frage“, wie sie damals hieß. Eine wichtige Rolle für die unblutige Lösung der Frage spielte das von tiefem Vertrauen geprägte Verhältnis zwischen Gorbatschow und Helmut Kohl, sowie das der beiden Außenminister Genscher und Schewardnadse. Die vier entstammten einer Generation, die den zweiten Weltkrieg noch erlebt, aber nicht mehr daran teilgenommen hatte. In ihren Treffen beriefen sie sich immer wieder auf die „besondere Verantwortung“, die den beiden Völkern daraus erwachse.

Dabei war der Anfang denkbar schlecht: 1985 hatte Kohl den neuen Ge-

neralsekretär öffentlich mit Goebbels verglichen. Ohnehin wandte sich Gorbatschow in den ersten Jahren vor allem den Amerikanern zu. Erst 1988 kam Kohl nach Moskau, und erkannte: „Das Eis ist gebrochen.“

Obwohl es in der Frage der Wiedervereinigung keine sichtbaren Fortschritte gab, erhoben die Deutschen Gorbatschow schon bald zu einer Art Friedensengel. Im Juni 1989 erlebte die „Gorbimanie“ ihren Höhepunkt, als Gorbatschow mit seiner Frau Raissa einem Triumphzug gleich durch die BRD reiste und von Zehntausenden in Bonn und Stuttgart umjubelt wurde.

Wie wichtig Gorbatschows Vertrauen zu Kohl war, bewiesen die brenzligen Tage nach dem Mauerfall. Der KGB und die DDR-Führung versuchten, Gorbatschow mit Schreckensszenarien zu einem Eingreifen zu bringen – in der georgischen Hauptstadt Tiflis waren die Sowjets im Frühjahr noch brutal gegen Demonstranten vorgegangen. Der Geheimdienst meldete Gorbatschow nun, dass Menschenmengen dabei seien, sowjetische Militäreinrichtungen in Berlin zu stürmen. Kohl gab dem Russen per Telefon sein Wort, dass die Berichte nicht zuträfen. Und der hatte inzwischen so großes Vertrauen zum Kanzler, dass er dessen Wort über die Berichte seiner Geheimdienstchefs stellte. Die sowjetischen Panzer blieben in den Kasernen, und die deutsche Wiedervereinigung nahm ihren Lauf.

Die Zuneigung des Westens zu „Gorbi“ ist inzwischen eher einseitig geworden. In seinen jüngsten Interviews macht Gorbatschow einen verbitterten Eindruck. Er kritisiert die Ausdehnung der Nato und die Einmischung des Westens in „für Russland wichtigen Regionen“ wie Jugoslawien, Irak, Georgien und der Ukraine. Als Ergebnis habe sich eine „Eiterbeule“ gebildet, die nun geplatzt sei – damit meint er die russische Ukraine-Politik. Die Krim-Annektion im März begrüßte Gorbatschow als „Wiedervereinigung“ und sagte: „Das ist ein Moment des Glücks.“

handelt werde. Seine Vision: „Die Geschichte ist nach vorne offen und der Kapitalismus ist nicht das letzte Wort der Geschichte.“



Als Erich Honecker 1992 ausgeliefert und in Berlin vor Gericht gestellt wurde, floh Margot Honecker weiter nach Santiago de Chile, wo ihre Tochter Sonja lebt, die in der DDR einen Exil-Chilenen geheiratet hatte. Anfang 1993, nach Einstellung seines Prozesses, folgte ihr der damals bereits schwerkranke Erich Honecker, der im Mai 1994 in Chile starb. Margot Honecker, einst langjährige Ministerin für Volksbildung in der DDR, hat ihre Wohnung im grünen Vorort La Reina, im Osten von Santiago de Chile, am Fuß der Anden. Die Nachbarn der

Bundeskanzler Kohl (r), der sowjetische Staatspräsident Gorbatschow (M), Bundesaußenminister Hans-Dietrich Genscher (l) und der sowjetische Außenminister Edward Schewardnadse (stehend, links neben Kohl) im Juli 1990. Bei diesem Treffen im Kaukasus soll die Deutsche Einheit ausgehandelt worden sein. BILD: DPA



Gorbatschow und seine Frau Raissa inmitten einer begeisterten Menschenmenge auf dem Bonner Marktplatz am 13. Juni 1989.



Gorbatschow und Kanzlerin Angela Merkel vor dem Brandenburger Tor in Berlin. Die Aufnahme entstand im Februar 2011. DPA



Die Ehrentribüne auf der Karl-Marx-Allee während der Militärparade am 7. Oktober 1989 in Ost-Berlin mit dem sowjetischen Staats- und Parteichef Michail Gorbatschow (2. von links) und dem DDR-Staatsratsvorsitzenden und SED-Generalsekretär Erich Honecker (3. von links). BILD: DPA

87-jährigen zählen zum gehobenen Mittelstand. Zu ihnen zählt auch die sozialistische Staatschefin Michelle Bachelet, die während der Pinochet-Diktatur ihr Exil in der DDR verbrachte. Margot Honecker pflegt diskret Freundschaften zu ehemaligen Führungskräften der chilenischen Kommunistischen Partei. Mehrere der südamerikanischen Genossen kennt sie aus deren Exil-Jahren in der DDR. Der frühere KP-Generalsekretär Luis Corvalán veröffentlichte 2000 seine in Santiago de Chile geführten „Gespräche mit Margot Honecker über das andere Deutschland“. Jahre später meldete sie sich in Gesprächen mit dem Berliner Publizisten Frank Schumann zu Wort, die 2012 als Buch unter dem Titel „Zur Volksbildung“ erschienen. Margot Honecker übergab bei dieser Gelegenheit Schumann die 400 Tagebuchseiten, die Erich Honecker während seiner Haftzeit in Moabit geschrieben hatte und die als

„Letzte Aufzeichnungen“ zum Bestseller wurden. Allgemein lebt Margot Honecker aber zurückgezogen. Eines der letzten Bilder stammt aus dem Januar 2012, als sie bei der jährlichen Feier zum Jahrestag der chilenischen KP von der Zeitung „El Mercurio“ fotografiert wurde.



➤ Aram Radomski filmte zusammen mit dem DDR-Bürgerrechtler Siegbert Scheffe im Herbst 1989 heimlich die Montagsdemonstrationen. Die Bilder vom 9. Oktober, als über 70 000 Menschen durch Leipzig zogen, waren ein Tag später im Westfernsehen in den Nachrichten zu sehen. Nach der Wende wurde Radomski für seinen mutigen Einsatz mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem „Bambi“ in der Kategorie „Stille Helden“. Die Preisgelder spendete er meist „Reporter ohne Grenzen“ oder Amnesty International. Heute lebt der

ursprünglich aus Mecklenburg-Vorpommern stammende 51-Jährige zusammen mit seiner Familie in Berlin, im Bezirk Prenzlauer Berg. Aus dem „unangepassten DDR-Bürger“ ist ein erfolgreicher Unternehmer geworden. So betreibt der vierfache Vater mit drei Mitarbeitern eines der größten Online-Portale für Foto-Tapeten in Deutschland. Das Unternehmen hatte Radomski 2002 gegründet. Mittlerweile hat er Tapetenkunden weltweit. Gleich nach der Wende gönnte sich Radomski erst mal eine Pause. „Nach all den Aktionen im Herbst 1989 waren wir einfach müde.“ Später arbeitete er jahrelang freiberuflich für Zeitungen und Fernsehsender. Als Fotograf ist Radomski immer noch unterwegs. Oft geht er auch auf Motivsuche für seine Tapeten. Dann hat er Landschaften, Architektur oder Tiere im Fokus, aber auch Menschenporträts nimmt der begeisterte Fotograf gerne auf. (dpa/sk)



Oben: Hinter der Mauer ist der Kirchturm von Hanum in Sachsen-Anhalt zu sehen. Vor der Sperranlage liegt Zasenbeck im niedersächsischen Landkreis Gifhorn. Wie meist, wenn die Grenze ein Siedlungsgebiet durchschneidet, wurde der Zaun zur Mauer. **Unten:** Nach 45 Jahren, am 6. Januar 1990, war die Straße zwischen den Dörfern wieder frei. BILDER: J. RITTER

Die Grenze und die Freiheit

- Wo der Todesstreifen Deutschland teilte
- Das Lebensthema des Fotografen Jürgen Ritter
- Sperranlagen damals – und wie es heute dort aussieht

VON ALEXANDER MICHEL

Niemand kennt die frühere innerdeutsche Grenze besser als Jürgen Ritter (65). Der Mann aus Barum in Niedersachsen hat den Todesstreifen abgewandert. Zu Fuß, den Fotoapparat in der Hand. Fast 1400 lange Kilometer durch Heide, Moore, Wälder, begleitet von Hitze, Mücken, Regen, Kälte. Im März 1982 – die Mauer schien auf ewig betonierte – hatte der damalige Fernmelde-techniker die Idee seines Lebens: Die Grenze zu dokumentieren, den Gitterzaun vor dem Tannenwald, Wachtürme hinter Ostsee-Dünen oder Grenzpfähle vor vereister Winterlandschaft. 50 000 Fotos sind so bis 1989 entstanden.

Niemand kümmerte sich um Ritters einsame Gänge, für die er Wochenenden und Urlaube drangab. Die Grenze war ein Faktum, nur in Sonntagsreden hinterfragt. „Bis 1989 war ich Spinner, Revanchist und Ewiggestriger“, sagt Jürgen Ritter heute. Doch die Nieder-



sachsen gelten als Dickschädel. Und so zog auch Ritter unbeirrt seine Furchen.

Am 9. November 1989 steht Ritter wie so oft in der Dunkelkammer zu Hause, wo er seine Grenzgänge auf Fotopapier bannt. Durchs Radio hört er von der Mauer-Öffnung und denkt: „Die spinnen ja!“ Erst als die Sensation alle paar Minuten wiederholt wird, kann er sie glauben. „Ich habe bis 1.00 Uhr durchgehelt und bin am Morgen nach Berlin gefahren“, so Ritter heute über die Nacht der Nächte. Und dort gelang ihm ein ganz besonderes Motiv: „Mein schönstes Bild zeigt einen Feuerschucker auf der Mauer vor dem Brandenburger Tor. Das war wie eine Explosion, so habe ich den Mauerfall erlebt.“

Jürgen Ritters Bilddatenbank zeigt mehr als 10 000 Fotos der ehemaligen innerdeutschen Grenze und der Berliner Mauer. 1000 Suchbegriffe vereinfachen die Recherche:

www.grenzbilder.de



Wo bis 1989/90 der Eisernen Vorhang die beiden Staaten teilte, zieht sich heute von der Ostsee bis nach Bayern ein Naturschutzgebiet durch Deutschland – das Grüne Band. Es ist inzwischen ein Lebensraum auch für seltene Tiere und Pflanzen, der die Ausdehnung des einstigen Todesstreifens markiert. Mehr im Netz unter: www.erlebnissgruenesband.de



präsentiert

25 Jahre Mauerfall



Oben: Mit Wachturm bot sich 1984 für Jürgen Ritter der Blick über die Sperranlagen nach Lindewerra im thüringischen Eichsfeld. **Unten:** 2006 steht an dieser Stelle eine Brücke mit freier Fahrt nach Oberrieden in Hessen.

Oben: Hier, in der Nähe des Checkpoint Charlie in Berlin, wurde am 17. August 1962 Peter Fechter (18) bei seiner Flucht von Schüssen der DDR-Grenzer getroffen. **Unten:** Eine Stele erinnert heute an den Tod Fechters.



Oben: Der damalige Grenzübergang bei Bergen an der Dümme (Niedersachsen) 1985. **Unten:** 2012 fotografierte Jürgen Ritter die Stelle erneut. Die Hinweisplakette rechts zeigt heute das Wappen von Sachsen-Anhalt.



Oben: Die Autobahn A2 am Grenzübergang Helmstedt-Marienborn in Richtung Magdeburg 1982. **Unten:** 2013 ist die frühere Transitstrecke nach Westberlin eine ganz normale Autobahn – bis auf den alten DDR-Wachturm.



Oben: Das Brandenburger Tor in Berlin war bis 1989 der symbolische Brennpunkt der deutschen Teilung. Das Schild weist darauf hin, dass die Asphaltfläche vor der Mauer bereits zu Ost-Berlin gehört. Einen Grenzübergang gab es hier nicht. **Unten:** Heute flutet der Autoverkehr, durch das Brandenburger Tor hindurchfahren darf man aber nicht.

Die Grenze durch Deutschland

➤ **Ost-West-Teilung:** Nach dem verlorenen Zweiten Weltkrieg wurde Deutschland von den vier Siegermächten USA, Russland, Großbritannien und Frankreich in Besatzungszonen eingeteilt. Im März 1948 schlossen die drei Westmächte ihre Gebiete zur Trizone zusammen, der Vorläufer der Bundesrepublik Deutschland, die im Mai 1949 gegründet wurde. In Berlin entstand aus den drei Westsektoren West-Berlin. Die Demarkationslinie zwischen Westdeutschland und der sowjetischen Besatzungszone (SBZ) hieß „Zonengrenze“, später, nach der Gründung der DDR im Oktober 1949, offiziell „Innerdeutsche Grenze“. Der Begriff der „Zone“ für die DDR blieb im Westen populär.

➤ **Abspernung:** Bis etwa zur Mitte der 50er-Jahre konnten Ostdeutsche, wenn sie nicht von Patrouillen entdeckt wurden, relativ ungehindert in den Westen gelangen. Am einfachsten war der Grenzübergang in Berlin, denn viele Ostberliner arbeiteten in Westberlin. Die in den 50er-Jahren begonnene verstärkte Abriegelung der innerdeutschen Grenze wurde nach dem Bau der Berliner Mauer im August 1961 immer mehr perfektioniert. Zu Zäunen und Signaldrähten kamen Minenfelder, Selbstschussanlagen in dem im Westen sogenannten Todesstreifen. Dort durften DDR-Grenzer auf Flüchtende schießen („Schießbefehl“).

➤ **Opfer:** Die genaue Zahl der Menschen, die bei Fluchtversuchen getötet wurden, ist heute nicht mehr eindeutig zu ermitteln. Konservative Schätzungen gehen von 270 Toten an der innerdeutschen Grenze und 136 Toten an der Berliner Mauer aus.

➤ **Buchtipps:** Bilder der deutsch-deutschen Grenze, damals und heute zeigt das Buch von Jürgen Ritter und Peter Joachim Lapp: Deutschland grenzenlos. Ch. Links Verlag, Berlin 2014, 192 Seiten, 231 Abb. Farbe, geb., 29,90 Euro. (mic)



Der Fotograf Jürgen Ritter an seinem Schreibtisch. Er steht in Barum, im niedersächsischen Kreis Uelzen. Früher waren es bis zur deutsch-deutschen Grenze nur 25 Kilometer. „Ich bin schon als kleines Kind mit dem Fahrrad hingefahren“, erzählt Ritter heute. Etappenweise erkundete er die Grenze seit 1982 – von der Ostsee über rund 1400 Kilometer bis ins Fichtelgebirge, wo die deutsch-tschechische Grenze begann. BILD: DPA



Jürgen Ritters Lieblingsbild, entstanden am 10. November 1989 am Brandenburger Tor in Berlin: Ein Feuerstrolcher speit auf der Mauer eine Flamme in die Nacht.



Oben: Die Grenze zwischen Harpe in Niedersachsen und Dahrendorf in der Altmark, damals DDR. **Unten:** Heute erinnert nur noch ein Gedenkstein daran, dass hier von 1945 bis 1990 eine Staatsgrenze verlief.

Oben: Die schienenlose alte Bahntrasse zwischen Uelzen und Salzwedel bei Nienhagen in Niedersachsen 1982. **Unten:** Dieselbe Stelle 2009. Die Gleise mit dem ICE lassen von der alten Grenze nichts mehr erahnen.



Oben: Die Grenze 1984 von Neu Darchau an der Elbe (Niedersachsen) aus gesehen mit Blick auf den damaligen Bezirk Schwerin. **Unten:** Heute bringt die Elbfähre Autos über den Fluss nach Mecklenburg-Vorpommern.



Oben: Die Grenze auf der Staumauer der Eckertalsperre bei Bad Harzburg (Niedersachsen) 1982. **Unten:** Heute können Fußgänger über die Staumauer gehen. Ein alter Grenzpfahl (links) erinnert an die Geschichte.

Die Kinder der Wende

- Vor 25 Jahren feierte ganz Deutschland den Mauerfall
- Für junge Menschen ist das Ereignis bereits Geschichte
- 1989-Geborene erzählen, was es für sie bedeutet

VON SUSANNE EBNER

1989. Ein Jahr, in dem sich in Deutschland alles verändern sollte – für die Bürger der damaligen Bundesrepublik, vor allem aber für die der DDR. Nach friedlichen Protesten der Bevölkerung wurden am 9. November die Grenzen geöffnet und in der Nacht fiel die Mauer – nachdem sie 28 Jahre lang Ost- und Westdeutsche voneinander getrennt hatte. Für diejenigen, die dieses Ereignis miterlebt haben – sei es vor Ort oder durch die Medien – haben sich die Bilder eingebrannt: tausende euphorische Menschen, Freudentaumel in den Straßen Berlins. Die Emotionen schienen mit Händen greifbar. Doch welche Bedeutung haben der Mauerfall und die spätere Wiedervereinigung für die über 800 000 Menschen, die 1989 in Ost und West geboren wurden? Und wie gut wissen sie über die Ereignisse Bescheid?

Robert Lebegern, Leiter des Deutsch-Deutschen-Museums in Mödlareuth, welches an die Zeit erinnert, als das Dorf zwischen Thüringen und Bayern durch die Mauer getrennt wurde, spricht täglich mit jungen Menschen und meint: „Für sie ist die deutsche Teilung ein abgeschlossener historischer Prozess und so weit weg wie die römische Antike.“ Viele Details seien ihnen nicht mehr präsent.

„Für jüngere Menschen ist die deutsche Teilung ein abgeschlossener historischer Prozess und so weit weg wie die römische Antike.“

Robert Lebegern, Leiter des Deutsch-Deutschen-Museums Mödlareuth

Was Lebegern aus Erfahrung weiß, bestätigen Studien. Eine Befragung aus dem Jahr 2012 im Auftrag der Bundesregierung ergab beispielsweise, dass jeder dritte der befragten Neunt- und Zehntklässler fälschlicherweise annahm, die Regierung der DDR sei durch demokratische Wahlen legitimiert gewesen. Auch was die politische Einordnung der DDR angeht, taten sich die Jugendlichen schwer. Die Forscher um den Politikwissenschaftler Klaus Schroeder machten damals das geringe politische und historische Wissen der Schüler dafür verantwortlich.

Auch Kornelia vom Hofe, Lehrerin am Rhein-Gymnasium in Köln-Mülheim, beobachtet, dass das Thema vielen jungen Menschen nach wie vor nicht unbedingt liegt: „Sie sind zwar interessiert,

brauchten aber sehr viele Informationen, um das System zu verstehen.“ Schulbuchverlage reagierten darauf und erhöhten die Seitenzahl zu DDR-Geschichte und Mauerfall seit den 90er-Jahren immer weiter – so auch der Ernst-Klett-Verlag. „Viele Lehrer, deren eigene Biografien mit der DDR verbunden sind, haben sich in der Vergangenheit schwer damit getan, ihren Schülern diesen Teil der Geschichte zu vermitteln“,



begründet Verlagsleiter Ilas Körner Wellershaus diese Entscheidung.

Unter 30-Jährige schätzen die Lage jedoch anders ein. Laut einer aktuellen Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Infratest dimap fühlt sich rund die Hälfte über die Ereignisse vor 25 Jahren durchaus gut informiert. So

sehen das auch Tim Hester und Lina Seitzl, beide im Jahr 1989 geboren. Wortgewandt und reflektiert sinnieren die zwei Konstanzer Studenten über die Wende und Wiedervereinigung und kommen zu einem Schluss: An Wissen mangle es zumindest in ihrem Bekanntenkreis nicht.

Und dennoch: Geprägt worden sei ihre Generation auch durch andere Begebenheiten. „Ereignisse wie der 11. September haben sich bei uns viel tiefer in das Gedächtnis eingebrannt“, sagt Hester. Lässt der Mauerfall einige junge Menschen also eher kalt? Alisa Hamann aus Singen, ebenfalls 1989 geboren, bejaht dies. „Ganz ehrlich, für mich spielt die DDR-Vergangenheit im Alltag keine große Rolle.“ Bei einem Besuch in Berlin sei das Thema sehr präsent gewesen, erzählt sie, „aber hier, zurück in Singen, ist das alles schnell wieder weit weg.“

Ganz anders empfinden das offenbar junge Menschen, die in Ostdeutschland aufgewachsen sind. So wie die 89-geborene Architekturstudentin Claudia Blaschey aus Dauban, einem Dorf mit 250 Einwohnern in der Nähe von Görlitz. Auf die Frage, was Mauerfall und die Wiedervereinigung ihr bedeuteten, ist die Antwort eindeutig: Beides berühre sie sehr. Farbige und lebensnah erzählt sie Geschichten von ihren Eltern, Verwandten und Lehrern. Berichtet von der Verfolgung durch den Staatssicherheitsdienst, Solidarität und dem „schier unermesslichem Erfindergeist“.

Doch Blaschey weiß auch: Der Fall der Mauer brachte den Menschen das, was sie schmerzlich vermissten: Freiheit. Auch deshalb sei für sie und ihre Freunde in dem 250-Seelen-Ort Dauban der Tag der deutschen Einheit am 3. Oktober – anders als für viele Menschen in Konstanz oder anderswo – nicht nur ein freier, sondern ein Feiertag.

„Gespräche

Bei einem Besuch der Gedenkstätte Berliner Mauer bekommen Besucher einen Eindruck davon, was in der DDR geschah

Herr Klausmeier, was hat sie dazu bewogen, sich für den Erhalt und die Dokumentation dieses Teils der deutschen Geschichte einzusetzen?

Ich bin davon überzeugt, dass die materiellen Reste der Mauer eine sehr wichtige Aussage über das System der SED leisten können. Darüber hinaus bin ich Historiker und dieses Kapitel ist Teil der deutschen und damit auch meiner Geschichte. Ich habe mich schon früh für das Thema begeistert und finde es einfach sehr spannend.

Nach dem letzten Stand: Was ist noch übrig von der Mauer?

Tja, wenn Sie die Mauer als Gesamtbauwerk betrachten und alles zusammen-



Für manche, die die DDR nicht erlebt haben, ist die Mauer vor allem ein spannendes Foto-Motiv. BILDER: DPA



präsentiert

25 Jahre Mauerfall



Alisa Hamann, geboren am 9. Februar 1989, meint, dass die Erinnerung an den Mauerfall für viele junge Menschen gerade im süddeutschen Raum kaum eine Rolle spielt. Für die junge Frau, die beim SÜDKURIER im Anzeigenverkauf in Singen tätig ist, waren die Ereignisse jedoch zumindest indirekt prägend. Der Grund: Ihr heutiger Mann kam als Zweijähriger nach der Wende mit seinen Eltern von Ostberlin nach Singen. BILDER: EBNER

Claudia Blaschey, geboren am 16. Juni 1989, ist die Wende noch sehr präsent. Aus Erzählungen ihrer Eltern weiß die Architekturstudentin, dass der Mangel der Menschen in der DDR erfinderisch machte. Die 25-Jährige wohnt seit verganginem Jahr in Konstanz und studiert hier Architektur. Ursprünglich kommt sie aus Dauban, einem Dorf mit 250 Einwohnern in der Nähe von Görlitz in der damaligen DDR. „Meine Eltern hatten gemischte Gefühle“, erzählt die junge Frau von der Zeit vor der Wende. Ihre Mutter war hochschwanger, als sich die Situation langsam zuspitzte. Die Zukunft, sie schien in diesen Monaten ungewiss. Claudia Blaschey weiß: Für manche Menschen bedeutete die Wende einen biografischen Bruch – durch Arbeitslosigkeit, oder weil es das System, an das sie ihr Leben lang geglaubt hatten, plötzlich nicht mehr existierte.



12 Dinge, die von der DDR übrig blieben

Trabbis kennt jeder – aber wie sieht es mit dem Freisitz und der Karlsbader Schnitte aus? Eine Suche nach Überbleibseln

1 Ampelmännchen: Der Star unter den Relikten der DDR. Freundlich und agiler als die West-Variante weist es seit 1969 den Fußgängern den Weg.

2 Broiler: Auch das ostdeutsche Grillhähnchen hat es zu Berühmtheit gebracht. Die Wortkreation ist an das englische broil (grillen) angelehnt.

3 Comics: Das DDR-Comic-Heft schlechthin war Mosaik. Zeichner Hannes Hegen ließ die drei Kobolde Dig, Dag und Dagedag von 1955 bis 1975 Abenteuer erleben.

4 Defa-Filme: Fernsehen zu Weihnachten ohne „Drei Haselnüsse für Aschenbrödel“? Undenkbar! Neben dem Märchen-Dauerbrenner entstanden in der DDR-Filmfabrik Defa rund 700 Spielfilme.

5 Eierbecher-Huhn: Der Kult-Eierbecher für den Frühstückstisch. Vor allem Kinder liebten und lieben das Plastikhuhn. Auch heute noch in Souvenir-Shops zu kaufen.

6 Freisitz: Der Westdeutsche rätselt, ob ein Jägerhochsitz gemeint sein könnte, der Ostdeutsche denkt an Bier und Frischluft. Ein Blick in den Duden hilft: Ein Freisitz ist ein Biergarten oder eine Terrasse im Grünen.

7 Grüner Pfeil: Die Ampel zeigt rot, aber Rechtsabbiegen ist erlaubt? Möglicherweise macht es der Grüne Pfeil, seit 1994 auch im Westteil der Republik.

8 Halloren-Kugeln: Sahne- und Kaocreme umhüllt von Schokolade – für viele sind die Halloren-Kugeln unwiderrstehlich. 1804 in Halle/Saale gegründet, ist Halloren eine der ältesten Schokoladenfabriken im Land.

9 Karlsbader Schnitte: Heißt in Ost und West unterschiedlich. Die Karlsbader Schnitte ist ein Toast Hawaii – Toastbrot, Schinken und Ananas mit Käse überbacken.

10 Legende von Paul und Paula: Gefragt nach ihrem Lieblingsfilm, antwortete Angela Merkel: „Die Legende von Paul und Paula“. Die Geschichte über die Suche nach Liebe und Glück im DDR-Alltag. (dpa)

11 Nicki-T-Shirt? Sagte in der DDR kurz vor dem Mauerbau in den Westen geflohen waren. Durch ihre Erzählungen habe er früh verstanden, dass es sich lohne, nach den Gemeinsamkeiten von Menschen zu suchen, anstatt nur die Unterschiede zu sehen. Er glaubt, dass der Mauerfall und die spätere Wiedervereinigung Ereignisse waren, die vielen „den Glauben an das Gute wieder zurückgebracht haben“.

12 Pittiplatsch: Ein kleiner, schwarzer Kobold mit losen Mundwerk – so tritt Pittiplatsch der Liebe in der Kindersendung Sandmännchen seit 1962 auf.



Die DDR gibt es zwar schon lange nicht mehr, aber spurlos verschwunden ist sie nicht: www.suedkurier.de/mauerfall



Lina Seitzl, geboren am 3. Juni 1989, ist davon überzeugt, dass die Proteste in der DDR und der spätere Mauerfall aus heutiger Perspektive ein Symbol für einen erfolgreichen und dabei friedlichen Kampf um Freiheit sind. Einen Bezug zu diesem Teil der Geschichte habe die 25-jährige Konstanz Studentin, die ursprünglich aus Hohnberg bei Offenburg stammt, weniger durch den Schulunterricht als durch die Erzählungen ihrer Großmutter gewonnen. „Sie ist 1956 von Meißen in Sachsen nach Weil am Rhein in der BRD geflohen“, erzählt Seitzl. Die Wende und die Zeit der DDR seien jedoch keine Themen, über die ständig diskutiert würde. Das ändere sich jedoch aktuell ein wenig, meint die Studentin der Politik- und Verwaltungswissenschaften: „Der Konflikt zwischen Russland und der Ukraine rückt die damaligen Ereignisse wieder mehr in den Fokus.“



Tim Hester, geboren am 3. Februar 1989 in Nagold im Schwarzwald, glaubt, dass es viele Sichtweisen auf die Wende gibt. „Die Bilder in den Medien wecken oft Assoziationen, die sich nicht immer mit dem decken, was Zeitzeugen berichten“, meint der 25-Jährige, der mittlerweile in Konstanz Slawistik und Geschichte studiert. Seine Auseinandersetzung mit dem Thema begann „schleichend“, wie er heute sagt. Über Besuche bei seinen Großeltern in Heilbronn zum Beispiel, die kurz vor dem Mauerbau in den Westen geflohen waren. Durch ihre Erzählungen habe er früh verstanden, dass es sich lohne, nach den Gemeinsamkeiten von Menschen zu suchen, anstatt nur die Unterschiede zu sehen. Er glaubt, dass der Mauerfall und die spätere Wiedervereinigung Ereignisse waren, die vielen „den Glauben an das Gute wieder zurückgebracht haben“.

mit Zeitzeugen bewegen in der Regel viele“

zählen, dann kommt man auf etwa einen Prozent bauliche Substanz. Dabei muss man immer bedenken, dass die Mauer eben nicht nur aus der Mauer selbst besteht. Da sind Wachtürme und Kolonnenwege, da sind Kasernen und Truppenübungsplätze – das alles ist Mauer, denn ohne all diese Bestandteile hätte sie nicht funktioniert.

Weshalb ist eigentlich Ihrer Meinung nach über die Jahre so wenig von der Mauer erhalten geblieben?

Sagen wir es so: Wenn ich als Mauer keinen Anwalt habe, dann ist die Wahrscheinlichkeit, dass ich bald verschwinde relativ hoch. Wir haben in Berlin etwa 28 in der Denkmalliste eingetragene Objekte, die einst Teil der Mauer waren. Das heißt sie haben einen gewissen, aber keinen hundertprozentigen Schutz. Der Status kann immer in Frage gestellt werden. Selbst bei der East Side Gallery ist das so. Für uns ist es deshalb

wichtig, den Wert dieses teilweise auch hässlichen Baudenkmals zu vermitteln. Dass das jedoch nicht immer gelingt, ist klar.

Wer hat sich denn für den Erhalt der Mauer eingesetzt?

Insgesamt waren es vor allem private Initiativen, also Bürger, die sich für den Erhalt eingesetzt haben. In der Bernauer Straße ist es der im vergangenen Jahr verstorbene Pfarrer Manfred Fischer, der ganz vorne genannt werden muss. Seine Gemeinde war geteilt und er hatte nie Zutritt zu der im Grenzbereich stehenden Versöhnungskirche. Als diese in den 80er-Jahren gesprengt wurde, stand er sozusagen machtlos daneben. Nach der Wende war ihm der Erhalt der Mauer als Gedenkstätte ein sehr persönliches Anliegen.

Zur Gedenkstätte in der Bernauer Straße: Was bringt es, jungen Menschen die

Mauer als Denkmal zu zeigen?

Sie lernen sehr viel über die deutsche Geschichte, über eine gefallene Diktatur und damit auch über die Demokratie. Denn sie können bei einem Besuch erfahren, dass es vor noch gar nicht all-

zu langer Zeit ein System gegeben hat, dass seine Bürger mit diktatorischen Mitteln eingesperrt hat. In Seminaren und in Zeitzeugengesprächen wird ihnen beispielsweise deutlich, was die DDR ausmachte, und welche Einschränkungen es auch für viele junge Leute gab. Darüber hinaus steht die Mauer aber auch dafür, dass diktatorische Systeme friedlich überwunden werden können.

In Ihrer Wahrnehmung: Wie ist es denn um das Wissen der jungen Menschen über die DDR bestellt?

Wenn man sich die Umfragen hinsichtlich des Wissens junger Menschen zur jüngeren deutschen Geschichte anschaut, dann sieht man, wie wichtig unsere Arbeit ist. Denn die Lücken sind sehr groß. Gerade im Osten Deutschlands tut man sich mit einem offenen Umgang teilweise noch schwer. Doch das Thema boomt und das sehen wir

Zur Person

Axel Klausmeier dokumentierte zusammen mit dem Historiker Leo Schmidt zwischen 2001 und 2003 im Auftrag des Berliner Senats die Reste der innerstädtischen Berliner Mauer. Seit Januar 2009 ist er Direktor der Stiftung Berliner Mauer. Zur Stiftung gehört die Gedenkstätte an der Bernauer Straße und die Erinnerungsstätte Notaufnahmehäuser Marienfelde. (sue)



auch an unseren Besucherzahlen.

Wie reagieren Besucher auf das, was sie in der Bernauer Straße zu sehen bekommen?

Es hängt davon ab, welchen Zugang sie wählen. Wir haben ja sehr viele unterschiedliche Formate. Bei einem Zeitzeugengespräch sind sie in der Regel sehr bewegt. Fahrradtouristen zum Beispiel sind hingegen meist eher neugierig und wollen mehr erfahren. Viele empfinden es als unvorstellbar, dass dieses Land mal so funktionierte.

Sie geben also einen Denkanstoß?

Ja, genau. Wir wollen erreichen, dass sich die Menschen nach einer Besichtigung der Maueranlage im besten Fall auch in Zukunft mehr mit dem Thema beschäftigen. Ein Besuch in der Bernauer Straße ist dafür ein erster Auftakt.

FRAGEN: SUSANNE EBNER

Voller Mut und Trotz und Stärke

- 25 Jahre sind seit dem Mauerfall vergangen
- Noch heute fremdeln die Deutschen miteinander
- Eine Liebeserklärung an Ostdeutschland

VON PAUL-JOSEF RAUE



Paul-Josef Raue (64) ist ein Kind des Westens und ein Kenner des Ostens. Er ist einer der angesehensten Journalisten Deutschlands, leitete Redaktionen hüben und drüben, war Chefredakteur der Oberhessischen Presse in Marburg, später der Braunschweiger Zeitung und auch der Magdeburger Volksstimme. Seit 2009 führt Raue die Thüringer Allgemeine. Exklusiv für den SÜDKURIER erklärt er, warum die Deutschen stolz auf ihren Osten sein können.

Die Mauerspöcke perforieren die Mauer, die Wessis klopfen auf Trabbis als Willkommensgruß, und Helmut Kohl und Lothar de Maizière verhandeln über die Einheit – vor knapp 25 Jahren. Der eine, Kanzler seit acht Jahren, ist groß und kräftig; der andere, erst seit einigen Wochen DDR-Ministerpräsident, klein und schwächling. Der Kanzler wähnt sich als Sieger der Einheit; der DDR-Präsident weiß, sein Staat ist pleite und sein Volk will die Einheit, egal wie. Nach einem der zähen Gespräche bewegt der DDR-Regierungssprecher den sichtbar mürrischen Kanzler dazu, die Journalisten nicht länger warten zu lassen. Er bittet Kohl vor dem Gästehaus nicht auf der obersten Stufe stehen zu bleiben – aus Rücksicht auf den DDR-Präsidenten, der einen Kopf kleiner ist. Kohl bleibt oben stehen, sieht die Fotografen, zögert und steigt unwillig eine Stufe hinab. Nun sind sie auf Kopfhöhe, die beiden deutschen Regierungschefs: Ein symbolisches Bild in jeder Hinsicht.

Der Starke und der Schwächling – in diesem Bild fanden sich die Ostdeutschen wieder, als das Trabbiklopfen leise wurde und zwei von drei Ostdeutschen keine Arbeit mehr hatten. Im Südwesten, eine Tagesreise von Schwedt oder Cottbus entfernt, verschwand schnell das Interesse an dem, was man die „neuen Bundesländer“ nennt – ein typisch westdeutscher Begriff, der suggeriert, man habe ein Land erobert.

Dabei haben die Ostdeutschen unmerklich die Achse des neuen Deutsch-

lands (eigentlich das alte, das verfassungsgemäße) nach Osten verschoben: Berlin, die neue Hauptstadt, liegt näher an Warschau als an Paris; die Kanzlerin kommt aus Vorpommern, der Bundespräsident aus einem schmalen Streifen an der Ostsee, den man Fischland nennt.

Man muss die Ostdeutschen nicht lieben, aber man sollte es zumindest versuchen. Denn – was ist das nur für ein stolzes Volk, das hinter dem Todesstreifen die Sehnsucht auf eine Revolution wach hielt – trotz Indoktrination und Angst vor einer Bande unfähiger und die Menschen verachtenden Politiker? Was ist das für ein Volk, das eine Gesellschaftsordnung beerdigte, die ihnen ein gutes Leben und freie Rede verwehrte? Was ist das für ein Volk, dem die einzige Revolution in Deutschland gelang, und die auch noch friedlich?

Sie machen einem das Lieben auch nicht leicht, gelten als mürrisch – und undankbar. Undankbar? Wofür sollten die Ostdeutschen danken? Sicher ist eine Billion oder noch mehr in die Unternehmen, Städte, Straßen und Landschaften gesteckt worden, damit sie blühen. Aber es war eine Laune der Geschichte, dass die Menschen in Erfurt, Rostock und Dresden unter die Knute der Sowjets kamen und ein sozialistisches Experiment auszuprobieren hatten, während die Brüder und Schwes-

tern in Hamburg, Essen und Konstanz an ihrem Wohlstand arbeiten und am Feiertag, dem 17. Juni, in die Biergärten gehen durften. Nach ihrer Revolution bekamen die Ostdeutschen zurück, was ihnen vorenthalten war und ihnen zu-

stand. Es ist schon ein westdeutscher Hochmut, dafür Dankbarkeit zu erwarten. Und dieser Hochmut geht den Ostdeutschen gegen den Strich. Was haben sie nicht alles ertragen müssen, als dem Rausch der Revolution der Kater folgte? Wer eine totale, wirklich totale Veränderung seines Lebens und seines Alltags noch nicht erlebt hat, der gebe sich einmal fünf Minuten und denke nach:

Gelänge es mir:
➤ mit dem Verlust meines Arbeitsplatzes fertig zu werden – nach einem Arbeitsleben, in dem Arbeitslosigkeit so gut wie nicht vorkam?



präsentiert

25 Jahre Mauerfall



Die (ost-)deutsche Musikgruppe „WIR“ tritt bei den X. Weltfestspielen der Jugend und Studenten am Alexanderplatz in Ost-Berlin auf. Die Weltfestspiele fanden vom 28. Juli bis 5. August 1973 zum zweiten Mal nach 1951 in der Hauptstadt der DDR statt. Die Gruppe „WIR“ wurde 1972 gegründet und löste sich 1986 auf. BILD: GÜNTER GUEFFROY



Sie hat schon viele Herrscher gesehen – aber eine friedliche Revolution gab es in Deutschland nur einmal: Die Wartburg in Eisenach gehört zum Weltkulturerbe. Ohne den Mauerfall wäre dieser Kulturschatz den Wessis verschlossen. BILD: DPA



Am 22. Dezember 1989 war die Euphorie noch groß: Mit der Deutschlandfahne und einem Transparent „Deutschland Einig Vaterland“ stehen zahlreiche Berliner auf der Mauer am Brandenburger Tor. BILD: DPA

► erstmals einen Versicherungs- und Mietvertrag verstehen, eine Steuererklärung abgeben und einen Kreditantrag ausfüllen zu müssen?
► mit einem ebenfalls deutsch sprechenden Menschen einen Kaufvertrag abzuschließen über einen sechs Jahre alten Golf, der fast so viel kosten soll wie ein neuer?

► einen Menschen zu respektieren, der Beamter ist, eine Buschprämie zu seinem hohen Gehalt bekommt und mit mir so unverständlich, aber kompromisslos redet, als habe er einen Unzivilisierten aus dem Busch vor sich?

Viele, zu viele kamen aus dem Westen, um Karrieren zu machen, die sie wegen mangelnder Eignung in ihrer Heimat nie hätten machen können. Trotz dieser Mitläufer und Günstlinge der Revolution, aber auch dank manch wirklicher Helfer gelang den Ostdeutschen ein zweites Wirtschaftswunder, zumindest im Süden des Ostens, in Sachsen und Thüringen.

Wer weiß schon in Südbaden, dass die Arbeitslosigkeit in Thüringen geringer ist als in Nordrhein-Westfalen und die Zahl der Industrie-Arbeitsplätze, in Relation zu den Einwohnern, die zweit-höchste in Deutschland? Manches erinnert an den Aufschwung in Westdeutschland nach Verabschiedung des Grundgesetzes: Ein fleißiges und genügsames, bisweilen auch seltsames Volk schafft sich Wohlstand – und denkt nicht über die Vergangenheit nach.

Man sollte sie einfach lieben, aber in jedem Fall zu ihnen reisen. Der Osten ist der schönste Teil Deutschlands: Ein Drittel unseres Welterbes ist im Osten zu besichtigen. Wer beispielsweise

nach einer langweiligen Fahrt durch die hessische Kulturwüste die alte Grenze überfährt, den grüßt gleich die Ruine der Brandenburg, die Unkundige schon für die Wartburg halten. Es ist eine Perlenkette entlang der Autobahn: Die Wartburg, auf der Luther die Bibel übersetzte, grüßt oberhalb von Eisenach, wo Johann Sebastian Bach geboren wurde.

Nicht einmal eine halbe Autostunde entfernt lockt die Residenzstadt Gotha mit dem ältesten englischen Landschafts-Park auf dem Kontinent.

Noch einmal eine halbe Autostunde weiter liegt mit Erfurt eine der schönsten und fast vollständig erhaltenen Altstädte Deutschlands mit dem beeindruckenden Dom. Nebenan liegt Arnstadt mit der Kirche, an der Bach seine erste Anstellung als Organist bekam. Ja, und dann kommt Weimar, die deutsche Kulturstadt schlechthin, in der Goethe lebte, liebte und schrieb, und Schiller und Herder und viele andere – und in der Nietzsche starb.

Übrigens: Sie sind wirklich anders, die Revolutionäre und ihre Nachfahren im Osten. Wer ungeduldig fragt: „Ist das denn möglich – 25 Jahre nach der Wende?“, der hat Revolutionen nicht verstanden und kennt nicht mehr die Spätfolgen von Diktaturen, der spürt nicht die Narben in den Seelen der Menschen, die immer noch schmerzen, der ahnt nur, wie schwer es ist, ein Paradies und das Glück der Freiheit zu erwarten und eine Demokratie zu bekommen, die einem keiner so recht erklärt.

So müde auch die Älteren geworden sind, überdrüssig der Veränderungen und der Debatten über Stasi, Mitläufer und Unterdrückung, so neugierig sind die Jungen, so vital und tatendurstig und so unbekümmert. Die Dritte Generation Ost ist das Potenzial für die Zukunft Deutschlands.

Die dritte Generation

Wir befinden uns in der historischen Zeit „25 Jahre danach“, also im Achtundsechzig des Ostens: Die Jungen halten das Schweigen der Eltern kaum aus; sie wollen wissen, was sie getan und wie sie gelebt haben in der Diktatur. Was ist das für eine Generation, die Dritte? „Eine Generation, die sich auf die Suche nach ihren Wurzeln macht, weil sie in der Gegenwart wenig darüber erfährt“, so beschreibt sie es in einem Buch, das einfach „Dritte Generation Ost“ heißt.

In manchem ähnelt der Aufschrei der

Montagsdemos heute

Der Begriff Montagsdemonstration hat die Leipziger Proteste von 1989 überdauert. Auch heute noch gibt es Demonstrationen unter diesem Namen: **Bundesweite Montagsdemonstrationen:** Sie richten sich gegen die Hartz-IV-Gesetze. Mittlerweile sind aber auch andere Themen hinzugekommen.

Montagsdemonstration am Frankfurter Flughafen: Ein Bündnis aus Bürgerinitiativen ruft zu Protesten in einem Terminal in Frankfurt am Main auf: gegen den Betrieb der Nordbahn und für ein Nachtflugverbot.

Montagsdemonstration in Berlin-Friedrichshagen: Organisator ist eine Bürgerinitiative, die sich gegen Fluglärm und Flugrouten am geplanten Berliner Hauptstadtflughafen wendet.

Montagsdemonstration gegen Stuttgart 21: Das Aktionsbündnis gegen Stuttgart 21 hat schon mehrere hundert solcher Demonstrationen gegen das Bahnprojekt organisiert.

Jungen aus dem Osten dem Aufschrei der jungen Achtundsechziger einst im Westen: Während die Älteren, die Väter- und Großväter-Generation, Ruhe haben wollen, während sie behaupten, die Jungen wollen die alten Geschichten nicht hören, widersprechen die Jungen laut: „Wer sagt, dass die Vergangenheit für die Jungen keine Rolle mehr spielt, der irrt... Wir wollen nicht mehr ausweichen und um alles lavierten, was mit Ostdeutschland zusammenhängt.“

Die Jungen wollen wissen, warum sie autoritär (aber auch liebevoll) erzogen worden sind – eben so, wie es in der DDR üblich war. Sie wollen wissen, ob eine andere Erziehung besser gewesen wäre und in Zukunft auch ist – vor allem mit Blick auf ihre Kinder. Sie wissen, dass mit einer Revolution nicht alles untergeht, was die Menschen geprägt hat. Sie ringen um Antworten, was sie aus dem untergegangenen Land mitnehmen können in das neue Land – und sie wünschen, dass ihre Eltern dabei helfen. Sie ringen um Werte und fragen: Welche Werte sind so wertvoll, dass sie erhalten werden müssen?

Anders als die Achtundsechziger im Westen begreifen sie nicht auf und gehen nicht auf die Straße. Sie haben an-

dere Möglichkeiten: Sie verlassen einfach ihr Elternhaus, lassen die Alten schweigend zurück und gehen zu Studium oder Lehre in den Westen oder fliegen gleich nach England oder Australien. Sie sehen die Trauer in den Augen der Mütter und verstehen sie nicht; diese Trauer belastet sie sogar, weil sie wissen: Es war schwer in der Diktatur, seinen Kindern trotzdem den aufrechten Gang zu lehren. Aber die Jungen schütteln die Last der Vergangenheit ab, weil es um ihr Leben geht.

Wir sprechen von weit mehr als zwei Millionen junger Menschen, die in den beiden letzten Jahrzehnten der DDR herangewachsen sind. Sie haben heute einen unschätzbaren Vorteil gegenüber ihren Altersgenossen im Westen: Sie kennen zwei Wirtschafts- und Gesellschaftssysteme, sie waren – im besten Alter – auf sich selbst geworfen, konnten selbstbewusst in eine neue, eine freie Gesellschaft wechseln, ohne hohe Eintrittsgebühren zahlen zu müssen. Sie kennen etwas, was im Wohlstand und Freiheit aufgewachsene Generationen nicht erfahren: Im besten Alter die Richtung ändern, neu anfangen, die Welt neu denken – ja, die Welt verändern und mit der eigenen anfangen.

Die Erste deutsche Generation entstand aus der Dritten Generation Ost und wurde in der Revolution elterlos in dem Sinne: Sie brauchten ihre Eltern nicht mehr. Am liebsten hätten die Eltern ihre Kinder nach der Zukunft gefragt, hätten Rat gesucht, wie es weitergeht. Aber wer in einem streng hierarchischen System von Oben und Unten gelebt hatte, will sich vor seinen Kindern keine Blöße geben – und schweigt, erst recht wenn er sich nicht sicher ist, ob er das richtige Leben gelebt hat, in dem falschen der Diktatur.

Nord und Süd statt Ost und West

Kurz angemerkt sei, um nicht fahrlässig euphorisch zu werden: Es gibt auch Kinder der Revolution, die in den falschen Weg abgebogen sind, die ohne Hilfe hilflos wurden und ihre Energie fatal einsetzen – wie die jungen Terroristen der NSU, die mit ihrer Intelligenz ein Jahrzehnt lang mordeten. Auch das ist eine Parallele zu den Achtundsechzigern des Westens, von denen einige in den Terror gingen und mordeten und die Gesellschaft ihrer Eltern herausforderten. Die meisten der Jungen, der Dritten Generation Ost, haben ihren



Die Amerikaner lieben Geschichten, die vom Mut erzählen – deshalb bewundern sie Deutschland für seine Revolution. Außenminister John Kerry wollte die Mauer bei seinem Deutschlandbesuch begreifen. AFP

Weg gefunden ohne große Hilfe, denn auch ihre Lehrer waren ratlos und die Ratgeber aus dem Westen selten die besten. Für die Jungen ist Deutschland nicht mehr geteilt, auf jeden Fall nicht in Ost und West, sondern eher in Nord und Süd, in Gestern und Morgen.

So wie die Achtundsechziger den Westen verändert haben, vielleicht sogar radikaler als viele denken, so werden die Achtundsechziger des Ostens die gesamte Republik verändern, lang-samer zwar und leiser, aber tiefgreifend. Es ist so: Die Revolution hat Deutschland, auch und gerade den Westen, verändert. Um es neudeutsch zu beschreiben: nachhaltig verändert.

Unser Land ist ein anderes geworden. Man mag es in der äußersten, der süd-westlichen Ecke der Republik kaum merken. Wer es wenigstens mal ahnen will, reise in den Osten – und nicht nur nach Berlin, unserer Hauptstadt, die zu unserer ersten Metropole geworden ist.

Kommt er nach Thüringen oder Mecklenburg zu Besuch, wird er sich wohlfühlen, erst recht in den Touristen-Hochburgen. Bleibt er länger, bekommt er eine nachrevolutionäre Antipathie zu spüren, die ihn verwirrt oder gar verletzt: Viele in der Eltern- und Rentner-Generation mögen den Fremden nicht, erst recht nicht den Fremden aus dem eigenen Land, der sich über das lädierte Selbstbewusstsein wundert, an die Lebensgeschichte rührt. Da geht es dem Fremden nicht besser als den Kindern der Revolution.

Trotzdem: Wir können die Revolutionäre nur lieben. Zumindest aber sollten wir sie und ihr Leben respektieren.



Passanten laufen auf dem Boulevard der Straße Unter den Linden in Berlin (Ost), im Hintergrund das Brandenburger Tor, aufgenommen im Frühjahr 1966.

BILD: PICTURE ALLIANCE / WILFRIED GLIENKE

Mehr als Worte

Die Mauer ist bekannt, die Trabis und Wartburgs. Auch, dass die DDR ein Unrechtsstaat war, wird heute höchstens noch von einigen Linken bezweifelt. Aber das normale Leben – wie war das eigentlich? Die Bilderagentur „picture alliance“ hat den großformatigen Bildband „Leben in Ost-Berlin“ realisiert. Mehr als 1000, zum Teil bisher unveröffentlichte, Fotos wurden von den Archivspezialisten zusammengestellt.

Der Bildband gewährt anhand der Fotografien einen Einblick ins Leben der Ost-Berliner im Zeitraum von 1945 bis 1990. Im Mittelpunkt der acht Kapitel dieser Bildgeschichte stehen die DDR-Bürger. Durch ihre Brille wirft der Betrachter einen Blick auf Konsum und Mode, Bauten und

Wohnkultur – über die Jahrzehnte hinweg. Erziehung und Ausbildung, Kunst und Kultur, das politische Leben, Arbeit und Freizeit werden auf dieselbe Weise erfahbar. Wie in einem privaten Album entblättert sich das Leben der „Hauptstadt der DDR“ bis zum Fall der Mauer. Auch die Wendezeit rückt in den Fokus und bildet das Ende der Galerie. Vervollständigt werden die acht thematisch gegliederten Abschnitte durch pointierte Einleitungen des Berliner Publizisten Jens Kegel.

Jens Kegel, Leben in Ost-Berlin / Alltag in Bildern, 1945-1990 ca. 480 Seiten, 24,3 x 33,7 cm, rund 1000 Abbildungen, Hardcover im Schubert, ISBN 978-3-944594-00-2, EUR 49,95



Eine Familie feiert auf einem Balkon mit DDR-Fahne, aufgenommen 1963. Schon in den 1950er Jahren entwickelte sich der Plattenbau als industrieller Wohnungsbau. Die Versorgung mit Wohnungen konnte in der DDR trotz aller Anstrengungen, staatlicher und parteilicher Vorgaben bis 1989 nie befriedigend gelöst werden.



Eine Gruppe Jugendlicher in FDJ-Hemden am 28. Juli 1973 in Ost-Berlin.

BILD: PICTURE-ALLIANCE / AKG-IMAGES

Das Auto



Rollende Erinnerung an die Wendejahre 1989/1990: der Trabant. Inzwischen ist er auch in den neuen Bundesländern ein Exot. BILDER: DPA

- Der Trabant war der Volkswagen der DDR
- Sein Zweitakt-Motor hüllte das Land in blaue Wölkchen
- SED-Bürokratie bremste Nachfolger wegen Geldnot aus

VON THOMAS GEIGER, DPA,
UND ALEXANDER MICHEL

Er war das automobilen Symbol der deutschen Einheit: Wann immer Medien 1989 erst von den Montagsdemos, dann vom Mauerfall und von der neuen Reisefreiheit der DDR-Bürger berichteten, knatterte irgendwo ein Trabant 601 durchs Bild. Mehr noch als der VW Käfer im Westen und später der VW Golf prägte der Dauerbrenner aus den Sachsenring-Werken in Zwickau in der DDR das Straßenbild. Dabei hatte er zur Wendezeit seine besten Jahre schon lange hinter sich. Schließlich stammt der Trabant 601 aus dem Jahr 1964.

Die eigentliche Geschichte begann am 14. Januar 1954. Damals beschloss der Ministerrat der DDR die Entwicklung eines Kleinwagens mit zwei Haupt- und zwei Nebensitzen, einem Gewicht von unter 600 Kilogramm, einem Verbrauch von 5,5 Litern. Die Entwicklungszeit wurde auf 18 Monate festgesetzt, der Preis auf 4000 Mark und die Jahresproduktion auf 12 000 Stück.

Der Plan ging auf: Am 1. Juli 1955 startete die Serienproduktion des P 70, der allerdings nur als Zwischenlösung gedacht war und nach knapp 40 000 Einheiten 1959 wieder eingestellt wurde. Bis dahin hatten die Entwickler den P 50 fertig, der den Beinamen Trabant bekam und vom VEB Sachsenring in Zwickau gebaut wurde. Ihm folgte nach rund 130 000 Exemplaren und vier Jahren der P 60. Er lief drei Jahre lang von 1962 bis 1964 vom Band. 106 000 Exemplare wurden verkauft. Im Sommer 1964 startete dann jener P 601, der es als Auto der Einheit zu Weltruhm bringen sollte. Unter der Hülle steckten im Innenraum zwei Sitze wie Gartenstühle und eine dünne Rückbank. Unter der



Reicht doch! Lenkrad, einfacher Tacho, Radio, Ablagefach und ein Plastikblumen-Strauß im Väschen als Deko.

Motorhaube rührte ein gerade mal 600 Kubikzentimeter großer Zweizylinder-Zweitakter, der mit seinem Benzin-Öl-Gemisch die DDR in eine blaue Wolke hüllte. Zwar wog der 601 tatsächlich nur gut 600 Kilogramm. Doch das Motörchen hatte mit seinen zuletzt 26 PS an dem leichten Auto trotzdem schwer zu schleppen: Von 0 auf 100 in etwa 20 Sekunden und nicht einmal 110 km/h Spitze – das war eine Leistung, die den populären Spitznamen Rennpappe als reine Ironie enttarnt. Den 601 gab es auch in der Variante Universal als Kombi und als Kübelwagen für die Nationale Volksarmee (NVA).

Heute braucht es bei einer Probefahrt mit dem Trabant nur ein paar Meter und die Wendezeit wird wieder lebendig: Aus dem dünnen Auspuffröhrchen puffen blaue Wölkchen. Es riecht nach Zweitakter. Und mit dem Reng-Teng-Teng des Mini-Motors hat man auch wieder die Protestschöre der Montagsdemos in den Ohren.

Doch mit der Wende ging die Karriere des Einheitsautos schnell zu Ende. Zwar hatten die Sachsenring-Werke den Bestseller modernisiert und kurz vor Schluss gab es für die Rennpappe

sogar noch einen modernen Vierzylinder-Viertakter von VW. Aber die Organspende war vergebens: Die Wessis wollten vom Ostauto noch nichts wissen – und die Ossis nichts mehr wissen. Sang und klanglos und ohne große Sentimentalitäten baute die VEB Sachsenring am 30. April 1991 den letzten von 2 818 547 Trabant 601.

„Weil den Trabant damals wirklich keiner mehr wollte, gab es Gebrauchte zu dieser Zeit schon für ein paar Hundert Mark oder mit Glück sogar im Tausch für ein, zwei Kisten Bier“, sagt Thomas Enders vom Trabi-Club „Blaue Wolke Mittelhessen“. Heute sei das anders: „Mittlerweile erfreut sich der Trabant wieder wachsender Beliebtheit.“

Die Preise sind längst wieder gestiegen. Wer ein Exemplar im Zustand 2 oder 3 kaufen möchte, sei schnell mit 4000 bis 5000 Euro dabei. „Besonders rare Trabanten aus den Anfangsjahren oder die seltenen Exportmodelle kosten sogar schon 20 000 Euro und mehr“, sagt Trabi-Spezialist Enders.

Der Trabant ist inzwischen zu einem gesamtdeutschen Auto geworden, sagt Enders: „Nicht umsonst gibt es mittlerweile in jedem Bundesland eine Handvoll Trabant-Clubs.“ Der Fahrzeugbestand liegt nach aktuellstem Stand vom Januar 2013 laut Kraftfahrt-Bundesamt bei 32 485 zugelassenen Trabis.

Dass den DDR-Ingenieuren jahrzehntelang nichts Besseres einfiel, als stur am 64er-Trabant festzuhalten, ist übrigens unwahr. Mehrfach wurden Nachfolger entworfen, um den Anschluss an den internationalen Standard nicht ganz zu verlieren. So baute man Prototypen eines P 602 mit Vollheck und 30-PS-Motor, einen P 603 mit moderner Wankel-Technik und tüftelte zusammen mit Skoda an einem einigermaßen westlich anmutenden P 610 (P 1100/1300) mit 45 PS und 125 km/h Spitze. Doch die Partei blockte auch diesen Vorstoß 1979 ab. Sie fürchtete hohe Investitionskosten. Und so wurde der klassische Trabi zum Durchhalte-Wagen der DDR.

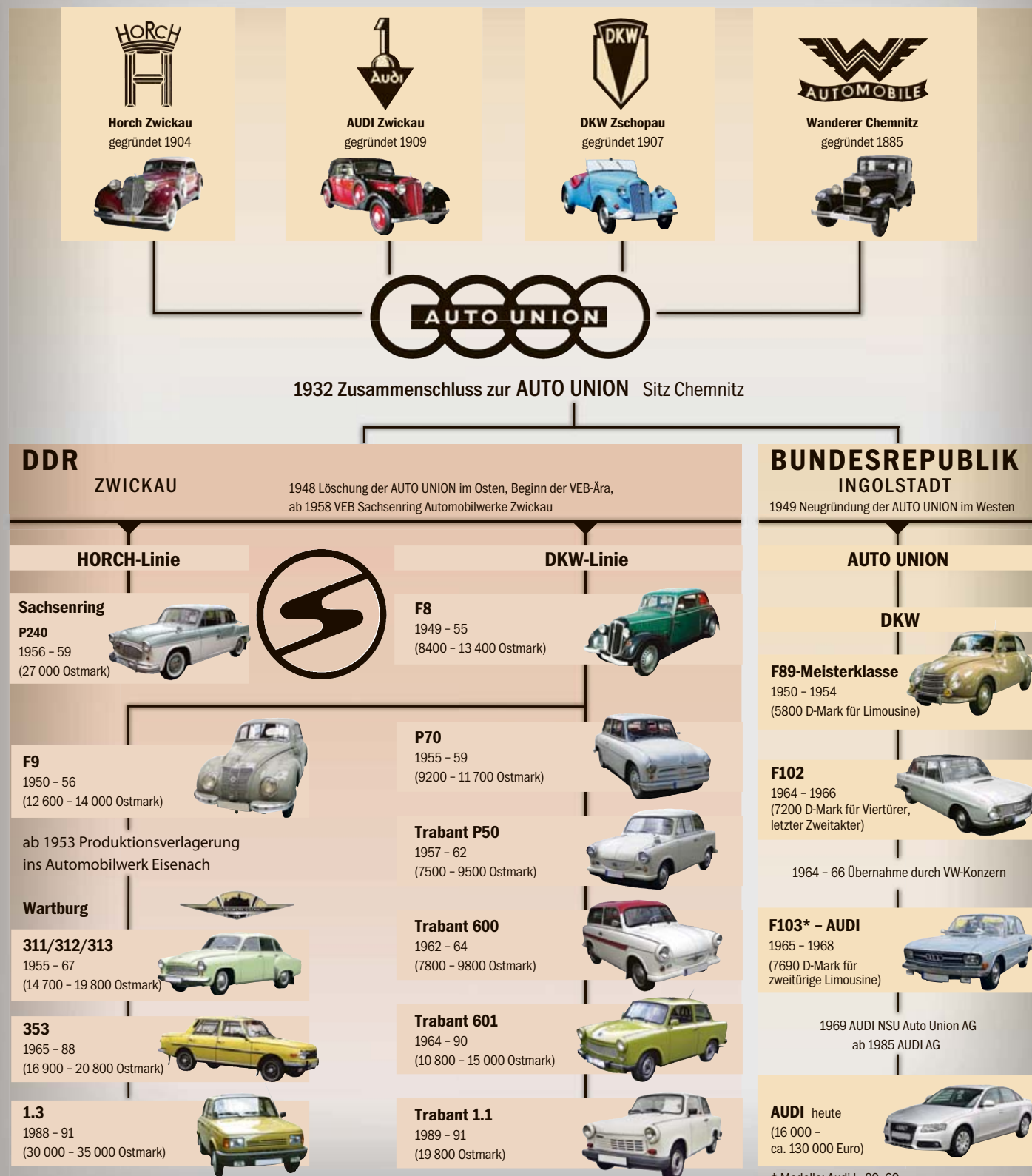


präsentiert

25 Jahre Mauerfall

der Einheit

Der Stammbaum des Trabant



FOTOS WIKIPEDIA: 853/SOFTEIS, UW220/CHARLES01, F5/LOTHAR SPURZEM, P240/NEUMOR2, F8/RALF ROLETSCHKE, F9/RUDOLF STRICKER, WARTBURG 311/VLADIMIR KRUPKA (CZECH WIKIPEDIA), WARTBURG 353/PUDELEK, WARTBURG 1.3/KLAUS OBERST, TRABANT P70/TORSTEN MAUE, TRABANT P50/BURTS, TRABANT 600/BURTS, TRABANT 601/STIMMIG, TRABANT 1.1/STEDIN, CON/ATLAS CRISTEL, CRO/STIMULANOV, CRO/STEDIN/IN MEDIO, 44/PUMMAC PABEED, /POCIV, DOMENIA DADI COEN/PIEDU, /MACHESIDIPED/NOI VECTILMICH, /CU/POCIV

Die geglückte Fusion

- Wiedervereinigung als historisches Experiment
- Nach Mauerfall wird Deutschland Kraftzentrum Europas
- Auf politischen Willen folgt ökonomische Vernunft

VON JENS MÜNCHRATH UND
DONATA RIEDEL, HANDELSBLATT

Ein Talent für prägende Formulierungen kann man Helmut Schmidt nicht absprechen. Ein „Mezzogiorno ohne Mafia“ würden die neuen Bundesländer werden, sollte sich am Projekt Aufbau Ost nichts Grundsätzliches ändern. Das war im Jahr 2005. Der einstige Bundeskanzler wusste, dass seine Formulierung im auffälligen Kontrast zu dem mittlerweile sprichwörtlich gewordenen Bild der „blühenden Landschaften“ stand, das einst Helmut Kohl, Kanzler der Einheit, während der Einheitseuphorie geprägt hatte. Die Realität liegt wie so häufig zwischen den Extremformulierungen der Politiker.

Eine ökonomische Bilanz, 25 Jahre nach dem Fall der Mauer, zeigt: Die Fusion ist geglückt. Ostdeutschland ist nicht „Mezzogiorno“, und Westdeutschland ist auch nicht pleite. Von blühenden Landschaften aber sind die neuen Bundesländer auch ein Vierteljahrhundert nach dem historischen Mauerfall weit entfernt.

Die anfänglichen Befürchtungen, die Wiedervereinigung würde eine schlichte Übernahme des Ostens durch den Westen sein, haben sich nicht bestätigt. Der Osten hat umgekehrt auch den Westen geprägt. Mehr Gleichberechtigung von Mann und Frau, weniger Selbstzufriedenheit, das ist die Botschaft, die in der alten, ein wenig saturierten Bundesrepublik ankam. Eine akademische Angela Merkel, Ostdeutsche und kinderlose Protestantin, regiert das Land als Bundeskanzlerin – nüchtern und ohne jegliches Pathos seit nunmehr neun Jahren. Ein freiheitsliebender Joachim Gauck, ebenfalls Ostdeutscher, steht als Bundespräsident an der Spitze des Staates.

Das Land begeistert mit seiner neuen Einheit und Vielfalt. So schreibt die österreichische Schriftstellerin Eva Menasse, „Cicero“: „Deutschland ist seit 20 Jahren das spannendste Land Europas, das Gegenteil einer Idylle, aber ein halbwegs kontrolliertes Gesellschaftsexperiment der Zukunft.“

Und wie geht es ihm selbst, in der Selbstwahrnehmung? Das neue Deutschland ist auch stolz, ein wenig zumindest. In einem historisch einmaligen Experiment ist es der Republik geglückt, eine Volkswirtschaft zu integrieren, die nach 40 Jahren Sozialismus ökonomisch daniederlag.

Vieles lief zunächst chaotisch. Aber mit der Zeit entwickelte sich etwas, das man Wohlstand nennen kann. So ist die wirtschaftliche Seite der Wiedervereinigung für Marcel Fratzscher, den Chef des Forschungsinstituts DIW, inzwischen „eine große und beeindruckende Erfolgsgeschichte“.

Dass die Wiedervereinigung immer mehr war als ein rein ökonomisches Projekt, war von Beginn an klar. Der Rat der Wirtschaftswissenschaftler war zwar gefragt, berücksichtigt wurde er selten. Gegen jegliche ökonomische Vernunft setzte Kanzler Kohl bei der Währungsunion am 1. Juli 1990 einen Umtauschkurs von eins zu eins für die meisten laufenden Zahlungen durch. Ost-Mark und West-Mark waren gleich, ein politischer Preis.

Der damalige Bundesbank-Chef Karl Otto Pöhl protestierte und trat schließlich mit dem Hinweis auf die verheerenden ökonomischen Folgen dieser Entscheidung zurück. Tatsächlich bewirkte dieses Umtauschverhältnis eine Aufwertung der Ost-Preise um das Vierfache gegenüber Westdeutschland und gegenüber dem Ausland. Folge: Die DDR-Unternehmen verloren auf einen Schlag ihre Wettbewerbsfähigkeit und entließen in Massen ihre Arbeiter.

Diese Deindustrialisierung kostete

rund eine Million Jobs. Viele – meist junge, gut qualifizierte Menschen – flüchteten in den westlichen Teil des Landes. Heute leben in den neuen Bundesländern 12,7 Millionen Menschen, 2,4 Millionen weniger als im Jahr 1989.

Wohl die wenigsten wussten, wie mager der Zustand der DDR-Wirtschaft damals wirklich war. Die zehntgrößte Industrienation der Welt wollte die DDR nach ihren geschönten Planwirtschaftsstatistiken gewesen sein – doch die Produktivität der Wirtschaft betrug gerade mal ein Drittel des Westniveaus. Helmut Kohl selbst, der die Wiedervereinigung zunächst aus der „Portokasse“ und dann durch den Verkauf der DDR-Staatsbetriebe finanzieren wollte, sprach später vom „größten Täuschungsmanöver“.

Ob der Einheitskanzler wirklich so ahnungslos war, ist umstritten. Einer, der es wissen musste, ist Edgar Most, damaliger Vizechef der DDR-Staatsbank.



Noch heute ist der 74-Jährige wütend darüber, dass Helmut Kohl und sein Kanzleramtschef Wolfgang Schäuble ihm und anderen Ökonomen einfach nicht zuhören wollten. Kohl und der sowjetische Führer Michail Gorbatschow hätten den Umbruch im Osten rein politisch betrachtet, „von Wirtschaft hatten sie keine Ahnung“.

Ähnliche Kritik formulierte auch der einstige Ministerpräsident und spätere Jenoptik-Chef Lothar Späth (CDU): „Helmut Kohl hat politisch alles richtig und wirtschaftlich alles falsch gemacht.“ Auch auf den einzigen frei gewählten DDR-Ministerpräsidenten Lothar de Maizière (CDU) hörte Kohl nicht: Der kannte das sogenannte Schürer-Papier, demzufolge die DDR Ende 1989 kurz vor dem ökonomischen Kollaps stand.

Fest steht: Aus der von Kohl angestrebten Finanzierung der Wiedervereinigung über den Verkauf des Staatsvermögens wurde nichts. Im Gegenteil: Die Treuhandanstalt, die die Privatisierung der Staatsbetriebe organisierte, häufte bis Ende 1994 Verluste von rund 200 Mil-



„Deutschland ist seit 20 Jahren das spannendste Land Europas, das Gegenteil einer Idylle, aber ein halbwegs kontrolliertes Gesellschaftsexperiment der Zukunft.“

Eva Menasse,
österreichische Schriftstellerin

liarden D-Mark an – obwohl der erste Präsident der Treuhandanstalt, Detlev Karsten Rohwedder, 1990 das Nettovermögen der DDR auf 600 Milliarden D-Mark geschätzt hatte.

Für DIW-Chef Fratzscher ist die wirtschaftliche Seite der Wiedervereinigung trotz aller Probleme eine „große und beeindruckende Erfolgsgeschichte“. Es sei immer eine Illusion gewesen, in wenigen Jahren könne es „blühende Landschaften“ geben. Politisch und sozial seien die ostdeutschen Länder bereits seit langem ein fester und wertvoller Baustein Deutschlands. In vielen Bereichen lerne der Westen mittlerweile vom Osten – „sei es bei der Chancengleichheit beider Geschlechter oder in einigen Bereichen der Bildung“.

Der Osten ist im Westen angekommen – und umgekehrt. Das ist die zentrale Erkenntnis 25 Jahre nach dem Fall der Mauer. Die Annäherung der Lebensverhältnisse ist in Gang, wenn auch schleichend. Allein das ist vor dem Hintergrund der Tatsache, dass die neuen Bundesländer 40 Jahre Planwirtschaft und Abschottung von den Weltmärkten erlebten, ein kleines Wunder.

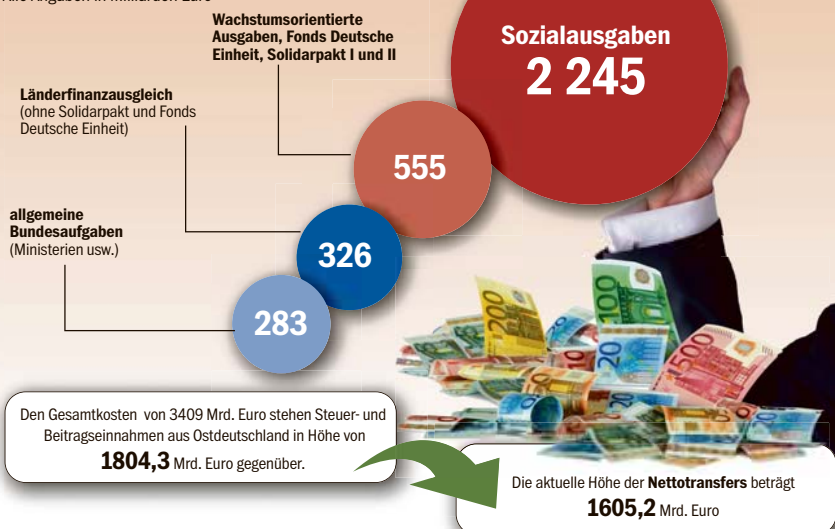


präsentiert

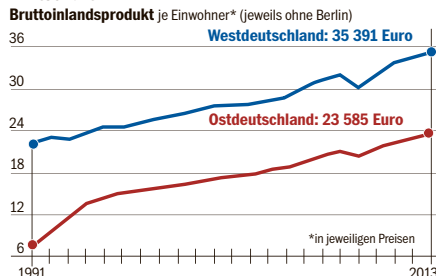
25 Jahre Mauerfall

Die Kosten der Deutschen Einheit

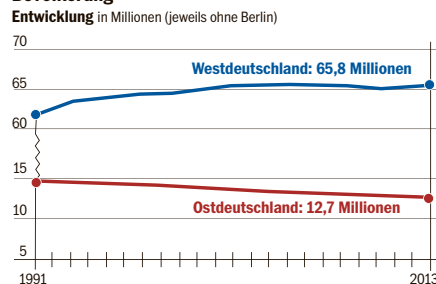
Alle Angaben in Milliarden Euro



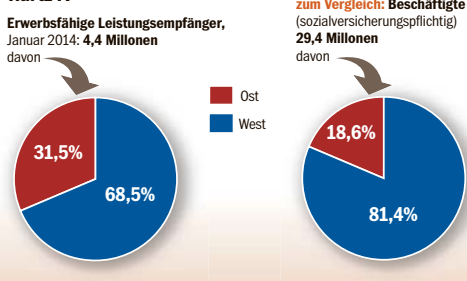
Wirtschaft



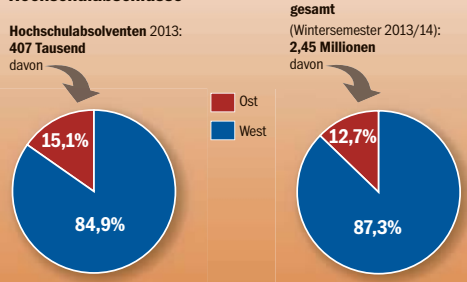
Bevölkerung



Hartz IV



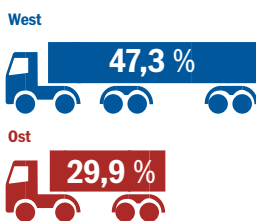
Hochschulabschlüsse



QUELLEN: VOLKSWIRTSCHAFTLICHE GESAMTRECHNUNG DER LÄNDER, IWH, BUNDESAGENTUR FÜR ARBEIT, STAT. BUNDESAMT, IFO/SÜDKURIER-GRAFIK: SCHÖNLEIN

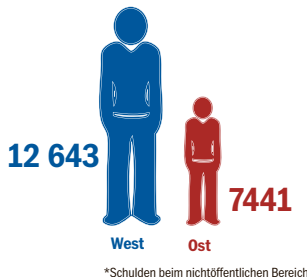
Exportquote der Industrie

Anteil Auslandsumsatz am Gesamtmarkt 2013 in Prozent (ohne Berlin)



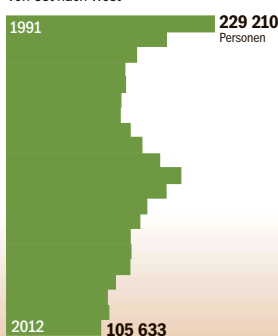
Schulden pro Kopf

am 31.12.2013 in Euro*



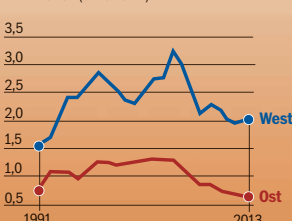
Abwanderung

von Ost nach West



Arbeitslose

in Millionen (ohne Berlin)



Die Wirtschaft im Osten

Noch heute, 25 Jahre nach dem Mauerfall, reden Ökonomen viel über die Kosten der Wiedervereinigung, wenn es um die Gesamtbewertung des historischen Projekts geht. Wo aber steht der Osten heute?

1 Wie hoch sind die Kosten? Der Berliner Wissenschaftler Klaus Schröder sorgte im Sommer für Aufsehen, als er die Kosten der Einheit bislang auf zwei Billionen Euro veranschlagte. Wirtschaftsforschungsinstitute wie das IWH in Halle halten diese Größenordnung tatsächlich für plausibel. Das Münchener Ifo-Institut kommt auf 1,6 Billionen. In die Berechnungen flossen die direkten Zahlungen aus dem Länderfinanzausgleich, aus dem Fonds Deutsche Einheit, dem Solidarpakt und vor allem die Transfers aus den Sozialversicherungen ein. Abgezogen wurden die selbst erzeugten Steuern und Sozialabgaben der neuen Länder. Ignoriert wird bei solchen Berechnungen, dass auch der Osten seine Transfers leistete – vor allem in Form gut qualifizierter Menschen, die im Westen nach einer Lebensperspektive suchten und sie fanden.

2 Was bedeuten die Zahlen? „Die bloße Information über die Höhe der Transfers ist ziemlich nutzlos“, sagt Oliver Holtemöller, Konjunkturchef des Wirtschaftsforschungsinstituts Halle (IWH). Schon allein deshalb, weil es keine historischen Vergleiche gebe, keinen Präzedenzfall. Im Zentrum der Diskussion sollte weniger die Frage stehen, wie viel im Rahmen der Deutschen Einheit insgesamt ausgegeben wurde, als vielmehr, ob die mit den Ausgaben verknüpften Ziele erreicht wurden, fordert der Ökonom.

3 Welches Ziele sollten erreicht werden? Darüber streiten nicht nur Politiker, sondern auch Wirtschaftsexperten. Helmut Kohl wollte die Annäherung der Lebensverhältnisse, und zwar möglichst schnell. In die Sprache der Ökonomen übersetzt heißt das Konvergenz, also die Angleichung der ökonomischen Indikatoren. Einiges wurde in dieser Hinsicht in den 25 Jahren erreicht, vieles wird noch Jahre, vielleicht Jahrzehnte dauern.

4 Wo steht die Wirtschaftskraft des Ostens heute? Derzeit liegt das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf im Gebiet der ehemaligen DDR bei 66 Prozent des BIP der alten Bundesländer. Wie das Münchener Ifo-Institut betont, sind darin die Löhne der Staatsbediensteten enthalten, die künstlich auf das Westniveau gehoben wurden. „Ohne dieses statistische Artefakt läge der Anteil bei nur etwa 63 Prozent“, sagt Ifo-Chef Hans-Werner Sinn. Wenn in den vergangenen Dekaden überhaupt eine Angleichung festzustellen sei, dann werde diese eher durch den Bevölkerungsrückgang als durch ein stärkeres Wirtschaftswachstum getrieben. Tatsächlich wuchs die DDR-Wirtschaft von 1995 bis 2013 um 20 Prozent, die Westdeutschlands einschließlich Westberlins um 27 Prozent. Der Anteil der Industrie an der Wertschöpfung liegt im Osten bei 17 Prozent. Im Westen sind es 23 Prozent. Die Exportquote der neuen Bundesländer beträgt gut 30 Prozent, die alten Bundesländer kommen auf 47 Prozent.

5 Wie beurteilen Fachleute das Erreichte? „Die Städte Ostdeutsch-

lands sind dank der vielen Zuschüsse und Steuervorteile prächtig renoviert, allein es fehlen die Jobs und die Menschen“, findet Wirtschaftsprofessor Sinn. Auch Michael Hüther, Chef des Kölner Instituts der deutschen Wirtschaft, zeigt sich angesichts der seit „über zehn Jahren stockenden wirtschaftlichen Konvergenz“ skeptisch. Doch er spricht auch von überzogenen Erwartungen: „Der Umbau einer zentralverwalteten, ineffizienten und abgeschlossenen Volkswirtschaft mit weithin verschlossenem Kapitalstock und hoher Ressourcenintensität ist eine riesige Aufgabe. Daran muss das Erreichte gemessen werden.“

6 Haben sich die Einkommen angehört? Die verfügbaren Einkommen der privaten Haushalte liegen je Einwohner gerechnet in Ostdeutschland derzeit bei 84 Prozent des westdeutschen Durchschnittswerts. Das heißt, im Wohlstandsniveau der Bevölkerung spiegelt sich die geringe Wirtschaftskraft nur teilweise wider. Grund dafür sind hauptsächlich die West-Ost-Transfers über die Sozialversicherung. „Durch Transfers kann man zwar Lebensstandards angleichen, aber nicht die Wirtschaftskraft“, erklärt Sinn.

7 Sind die Neuen Bundesländer noch vom Westen abhängig? Ja. Die ostdeutsche Binnennachfrage, also der private und staatliche Konsum sowie die Investitionen, übersteigt die selbst erwirtschafteten Einkommen, also das Bruttoinlandsprodukt, immer noch um fast 18 Prozent. In absoluten Zahlen gerechnet betrug das Leistungsbilanzdefizit seit 1991 bis zum Jahr 2011 fast 1,6 Billionen Euro. Die Lücke wird durch Zuschüsse und Kredite gedeckt.

8 Worin liegt das Problem? Die Arbeitsproduktivität ist immer noch geringer als im Westen. Und sie hat sich in den vergangenen Jahren nur noch in winzigen Schritten verbessert. Derzeit liegt sie bei knapp vier Fünftel des Westniveaus. Die insgesamt niedrige wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der neuen Länder lasse sich auf strukturelle Defizite zurückführen, analytisiert das Ifo-Institut. So fehlten „größere Unternehmen mit Führungsfunktionen“. Tatsächlich hat immer noch keins der 100 größten deutschen Unternehmen seinen Hauptsitz im Ostteil des Landes. Außerdem mangle es, so die Ifo-Fachleute, an „privatwirtschaftlichen Forschungs- und Entwicklungsaktivitäten“. Weiteres Problem: „Die Abwanderung vor allem jüngerer, gut qualifizierter Menschen in den Westen Deutschlands“.

9 Wie geht es weiter? Bis zum Jahr 2020, prognostiziert das Ifo-Institut, werde sich die Lücke zwischen Ostdeutschland und Westdeutschland kaum weiter schließen. Das heißt auch, eine echte Konvergenz, wie Helmut Kohl sie anstrebte, wird auf absehbare Zeit eine Illusion bleiben.

10 Ziel verfehlt oder Ziel erreicht? Einige Fachleute halten die ökonomische Konvergenz für einen untauglichen Maßstab der Zielerreichung. Das neue Deutschland werde von ganz anderen Größen und durch gemeinsam geschaffene Werte zusammengehalten.

JENS MÜNCHRATH UND DONATA RIEDEL, HANDELSBLATT

Wo die Wirtschaft floriert

In einigen Zentren des Ostens entwickelt sich die Wirtschaft gut: Hier einige Beispiele:
Leipzig: Wurde wegen der vielen bezahlbaren Immobilien zum Anziehungspunkt für die kreative Klasse aus Künstlern, Designern und Medienschaffenden. Die industrielle Basis bildet die Autoindustrie mit Fabriken von Porsche und BMW.
Erfurt: Zählt zu den großen Aufsteigern – erst mit der Solarindustrie, nun mit den Logistikzentren von Zalando und von Online-Buchhändlern.
Waren an der Müritz: Das Schiffschraubenwerk MMG hat sich zum Welt-

marktführer entwickelt.
Buna und Leuna: Die Chemieindustrie verzeichnet hier seit 2008 ein überdurchschnittliches Wachstum der Beschäftigtenzahlen, ebenso der Maschinenbau.
Rostock: Hier wurde mit hohen Subventionen ein Teil der Wertindustrie erhalten, die Autoindustrie schuf sich neue, moderne Fabriken.
Jena: Die Stadt blüht auf dank Firmen wie Jenoptik und Schott (Spezialglas).
Berlin: Inzwischen ein Zentrum der Luftfahrttechnik mit dem Rolls-Royce-Turbinenwerk in Blankenfelde. IT-Start-ups wie Zalando und Rocket Internet stehen für die Anziehungskraft der Hauptstadt für junge, wagetunige Leute. Tourismus und Bauwirtschaft boomen.

Die gestohlene Freiheit

- Drei ehemalige DDR-Häftlinge berichten
- Kleine Vorfälle konnten schwere Folgen haben
- Facetten der Ost-Justiz: Die Partei hat immer Recht

VON ULI FRICKER

Jeder Staat hat seinen eigenen Geruch. Ein Gefängnis in der DDR roch anders als eine Kindertagesstätte oder die Trinkhalle um die Ecke. Es düstete anders aus als eine Anstalt in der Bundesrepublik. Alle, die in einem solchen Zuchthaus Ost einsaßen, berichten das. Ulrich Reiser, heute 74, ist einer von ihnen. Er sagt: „Den Geruch von Hohenschönhausen werde ich nie vergessen.“ Linoleum, scharf gebeizt, als olefaktori-sche Grundierung. Dazu die spezielle Mischung aus ungelüfteter Flur, Männerschweiß, Büroluft. Vor allem aber Li-noleum.

Ulrich Reiser saß 1961/62 für fünf Mo-nate in dem berüchtigten Gefängnis in Berlin. Er war damals 21 Jahre alt und wun-dert sich bis heute, wie man wegen ein paar lächerlichen Bemerkungen in Haft kom-men kann. Die Geschichte, die er erzählt, klingt wie aus einem schlechten Drehbuch: In der Vorhalle des Bahnhofs Friedrichstraße war er in eine politische Dis-kussion geraten. Dabei ver-trat er die Meinung, dass die Bauern im Osten ihren Hof nicht freiwillig auf-geben hatten, sondern gezwungen wurden. Die Diskussion schoss hoch. Schließlich wurde Reiser in U-Haft ge-steckt; ein Stasi-Mann hatte die Menge beobachtet und ihn als Feind ausge-macht. Und das, obwohl der junge Mann ein West-Berliner Bürger war. Ul-rich Reiser zählt inzwischen 74 Jahre und ist im Ruhestand. Die fünf herben Monate im Zuchthaus liegen zurück. Später diente er bei der Bundeswehr als Zeitsoldat und brachte es zum Feldwe-bel. Später arbeitete er als Masseur und medizinischer Bademeister in der Schmieder Klinik. Nun wohnt er in Det-tingen bei Konstanz. Er blinzelt in die späte Herbstsonne und hat einen prall gefüllten Aktenordner mitgebracht.

Dem gelernten Maurer ging es wie vielen Verfolgten des DDR-Regimes: Nach langen Jahren des Schweigens meldet sich die alte Zeit verstärkt wie-der. Zündendes Moment war der Mau-erfall im November 1989. Seitdem be-schäftigt er sich intensiv mit dem Ver-gangenen. Und mit den fünf Monaten Knast. Sie haben stärkere Spuren hin-terlassen als gute Jahre in Freiheit.

Einen ganzen Ordner an Material hat der Mann zusammengestellt. Urteile, Skizzen von Gefängnishöfen, Bilder, Protokolle. „Meinen Stasi-Ordner“ nennt Reiser das Bündel halb scherz-haft im Gespräch mit dieser Zeitung. Er blättert es durch und vergewissert sich,

dass alles beisammen ist. Seine Lebens-geschichte ist – wie jede Lebensge-schichte – eine Sequenz von Bruchstü-cken. Der Ordner erst ordnet das Ver-streute. Zwischen zwei Pappdeckeln ist das Unrecht sauberlich archiviert. Ihm kann jetzt keiner kommen und behaup-ten: „Stimmt doch nicht.“ An den Fak-ten kommt keiner vorbei.

Wir treffen uns in einem Café in der Konstanzer Altstadt. Das Gespräch win-det sich immer tiefer in die frühen 60er-Jahre hinein. Es kreist um das Gefängnis in Hohenschönhausen und landet ir-gendwann bei der Frage, wie viele Weiß-brote ein Häftling am Tag essen kann. Um uns herum sprechen die anderen Gäste über Wetter, Essen, ihre Kinder.

Reisers Erzählungen aber wandern in ein kleines Land zurück, dessen wichtigster Politiker damals Walter Ulb-richt hieß.

Sein Bericht surrt wie ein Film, der rückwärts läuft. Alle Details sind ihm präsent. Der Tag, als ihm die Freiheit wegen einer kritischen Be-merkung geraubt wurde. Er sieht sich noch in dem Klein-bus hocken, der ihn weg-schaffte. „Obst und Gemüse“ stand auf der Außenwand, um den wahren Zweck zu vertuschen. Er berichtet von syste-matischem Schlafentzug. „Wir wurden nachts verhört, zum Beispiel um 3 Uhr. Das ging dann bis 5 Uhr. Tagsüber durf-test du nicht schlafen. Sie haben dich daran gehindert. Alle fünf Minuten hat eine Wache durch den Spion an der Tür geschaut, ob du etwa schläfst.“

Der 21-Jährige wurde in Einzelhaft

.....
„Den Geruch von Hohenschön-hausen werde ich nie vergessen.“

Ulrich Reiser, ehemaliger Häftling in Hohenschönhausen

gesteckt. Das ist die größte Belastung, merkt er schnell. Die Zellen waren so ausgerichtet, dass man keinen anderen Häftling traf und sprechen hörte. Im Hof trabte jeder alleine. Und die WC-Spü-lung konnte nur von außen bedient wer-den, „damit niemand aus dem Klosett Wasser trinkt“, sagt Reiser im Rückblick. Das meinte er ernst. 720 Aufseher passten auf 120 Insassen auf. „Im Osten durfte niemand arbeitslos sein“, sagt Reiser. Überwacher waren an jeder Ecke.

Sein Bild ist differenziert. Nicht alles war schlecht, auch in Hohenschönha-usen nicht. „Die Ernährung war gut“, sagt er. An Hunger habe er nie gelitten.

Das können nicht alle Häftlinge von



präsentiert

25 Jahre Mauerfall



Albrecht Möller, heute 74.
Seine Flucht mit Frau Christiane
und Familie (Rüdiger, Sabine)
scheiterte. Das Schwarzweiß-Bild
entstand vor der Flucht. BILDER: PRIVAT

Andree Kaiser, heute 50.
Mit 18 Jahren (unteres Bild) wollte
er die DDR verlassen. Dafür kam er
ins Gefängnis. BILDER: PRIVAT / BUNDESBEAUFTRAGTER

Ulrich Reiser, heute 74:
Eine flapsige Bemerkung über
die DDR-Landwirtschaft kostete
ihn die Freiheit. Unten: Der 21-
Jährige nach der Festnahme. BILDER: FRICKER / PRIVAT

sich sagen. Albrecht Möller saß zwei Jahre und sechs Monate in Hoheneck und Brandenburg ein. „Schwerverbrecher-Anstalten“ nennt er sie und erinnert sich: „Es war mehr Verlies als Zelle. Dunkel und kahl. Das Essen war furchtbar, es gab kein Gemüse und keine Vitamine. Fast alle Mitgefangenen hatten Zahnschäden. Einige von ihnen hatten keinen Zahn mehr im Mund.“

Im Gegensatz zu Reiser war Möller Bürger der DDR. Heute ist er 71 Jahre alt. Als junger Mann glaubte er an den Sozialismus. Die Verheißung einer besseren Gesellschaft leuchtete ihm ein. Mit 19 Jahren bröckelte diese Zuversicht und wich einer bitteren Erkenntnis: Propaganda und Alltag passen nicht zusammen. 1973 planten er und seine Frau Christiane die Flucht mit ihren beiden Kindern (4 Jahre und acht Monate alt). Der Versuch flog auf. Republikflucht galt als eines der schlimmsten Vergehen, als Verrat am Marxismus und seinen Idealen.

Die 30 Monate Haft erlebte er als Episoden des Grauens: „Ich bin fast draufgegangen.“ Die Familie war getrennt

und zerstreut, die Eheleute saßen in verschiedenen Gefängnissen, die Kinder hatte eine Tante zu sich genommen. 1975 kaufte die Bundesrepublik die Möllers frei. Im Südwesten begannen sie ein neues Leben. Sie als Ärztin am Krankenhaus in Konstanz, er als Chemiker an der Universität und schließlich bei Byk Gulden.

„Ich habe dort eine Strategie zum Überleben entwickelt.“

Andree Kaiser, ehem. Häftling in Cottbus und Hohenschönhausen

Fünf Monate später durften die Kinder nachkommen. Die Tochter erkannte ihn erst nicht, da sie als Kleinkind mit acht Monaten von den Eltern getrennt wurde. „Die Kleine stand regungslos und stumm da“, erinnert sich Möller an das seltsame Treffen am Grenzbahnhof Bad Bebra. Sie hatte ihre Eltern fast drei Jahre lang nicht gesehen.

Die Familie wuchs erneut zusammen.

Mit großer Bitternis denkt er bis heute an die geraubte Freiheit zurück. Flucht, Haft und Trennung hängen der Familie lange nach. Auch nach Freikauf und Übersiedlung beginnen die Möllers nicht bei Null. Die alte Geschichte steckt vorerst im Gepäck.

Der Zusammenbruch der DDR 1989 überraschte ihn nicht. Als Ost-Bürger wäre er auch auf die Straße gegangen, sagt er. Die Demonstrationen waren wichtig und fruchtbar. Doch scheiterte die DDR nicht an den Protesten. „Sie ging an ihrer wirtschaftlichen Schwäche zugrunde“, sagt Möller heute.

Er würde wieder fliehen. Andree Kaiser auch. Auch er wollte raus aus der DDR und schaffte es bis Bratislava in der damaligen CSSR. 18 Jahre alt war er damals. Das Polizeifoto zeigt einen schlaksigen Jungen mit dichtem Lockenkopf. Seine Freunde und er wurden gefasst. Der Jugendliche wurde zu drei Jahren Haft verurteilt. Die Zeit in Cottbus und Hohenschönhausen prägte ihn. Mit 16 anderen Männern teilte er sich eine Zelle. „Ich habe dort eine Strategie zum Überleben entwickelt“, sagt er. Ein Element davon war die Gleichgültigkeit.

Die drei Jahre saß er bis zum letzten Tag ab. Kaum in Freiheit, entzog ihm die DDR die Staatsbürgerschaft. Also durfte er legal ausreisen und ein neues Leben in West-Berlin beginnen. Vieles be-

„Fast alle Mitgefangenen hatten Zahnschäden. Einige von ihnen hatten keinen Zahn mehr im Mund.“

Albrecht Möller, ehemaliger Häftling in Hoheneck und Brandenburg

fremdete ihn dort. „Das war eine kalte Stadt“, erinnert er sich. Heute ist er 50 Jahre alt. In seinem Wunschberuf als Fotograf hat er es weit gebracht. Im Bürgerkrieg in Jugoslawien fotografierte er ein Lager bei Banja Luka, das es nach Auskunft der Regierung nicht gab. Das Muster kam ihm bekannt vor: Ein Land leugnet die eigenen Zuchthäuser. Das Foto des Lagers war der Gegenbeweis. Es ging um die Welt.

Er erhielt dafür den Pulitzer-Preis. Andree Kaiser lebt inzwischen mit seiner Familie in Freiburg. Seit einigen Jahren beschäftigt er sich wieder mit dem ost-deutschen Staat und seinen ersten 18 Lebensjahren dort.

Ob das ein Unrechtsstaat war? Das interessiert ihn eigentlich nicht, sagt Kaiser am Telefon. Aus politischen Diskussionen hält er sich heraus. Er ist nüchtern und hellhörig. Es wirkt abgeklärt, wenn er darüber spricht. Eine gewisse Ostalgie, wie sie jetzt pünktlich wieder ausgepackt und poliert wird, kann er nicht ausstehen.

Alle drei Männer sind aktive Zeitzeugen. Möller und Kaiser haben je ein Buch über ihre Zeit geschrieben. Und Reiser hält Vorträge an Schulen. „Man kann mich buchen“, meint er augenzwinkernd. Das Wissen über die DDR sei lückenhaft, wie er in mancher Generationenstunde erfährt. Also packt er aus und erzählt. Seinen Ordner hat er immer dabei. Da steht alles drin.

Zeitzeugen wie Ulrich Reiser vermittelt: www.ddr-zeitzeuge.de/ddr-zeitzeugen

„Die DDR war kein Rechtsstaat“

Wolfgang Schuller ist gebürtiger Berliner. Die beiden Deutschland beschäftigten den Professor viele Jahre hindurch, regelmäßig besuchte er die DDR

Herr Schuller, Sie haben sich schon mit der DDR befasst, als die innerdeutsche Grenze noch felsenfest stand.

Ich wollte mich mit der Teilung nicht abfinden, weil ich sie immer als etwas Unnatürliches betrachtet habe. In dem kleinen Rahmen, in dem ich lebte, habe ich immer versucht, diesen Zustand zu überwinden, so gut es ging, durch Reisen in die DDR, durch den Umzug nach West-Berlin, durch Begründung persönlicher Freundschaften, die bis heute andauern. Das Thema war immer da, es ist ein Teil meines politischen Denkens.

Die allermeisten hatten sich mit der Teilung abgefunden. Zwei deutsche Staaten galten als normal. Dahinter standen alle Parteien, auch die CDU rüttelte nicht daran. Warum?

Es war die Wirkung der Macht, der nackten politischen Macht, die eine seltsam legitimierende Wirkung haben kann. Keine Grenze der Welt war so stark gesichert wie die Linie, die die Bundesrepublik von der DDR trennte,

aber statt nun erst recht Widerstand hervorzuweisen, fand man sich damit ab und akzeptierte sie. Man nahm hin, was nun einmal da war.

War die DDR ein Unrechtsstaat?

Sie war kein Rechtsstaat. Sie hatte es natürlich nicht darauf angelegt. Unrecht zu begehen und sich folglich als Unrechtsstaat bezeichnen zu lassen. Doch sie war die Diktatur einer Partei, nämlich der kommunistischen SED, ohne freie Wahlen, ohne Gewaltenteilung, mit einem Rechtssystem, das gegenüber dem Willen der Partei auch in Einzelfällen zurücktrat. Das nennt man Unrecht. Bei solchen Gerichtsverfahren, in denen es darauf ankam – und in einer Diktatur kommt es häufiger darauf an als in einer offenen Gesellschaft – hatte die Partei, der Parteisekretär das letzte Wort. Das Ministerium für Staatssicherheit als Arm der Partei gab häufig das zu fällende Urteil vor.

Waren die Gerichte in der DDR anderen Regeln unterworfen?

In einigen Fällen war das so, aber vor allem waren die Richter nicht unabhängig. Sie wollten und sollten es auch nicht sein. Sie arbeiteten als „Justizfunktionäre“, das war der offizielle Ausdruck. Sie waren Mitglieder der straff disziplinierten Partei. Die SED

konnte ein Verfahren jederzeit in die Richtung bringen, in der sie es haben wollte.

Der Anruf des Parteisekretärs genügte?

Rechtsstaatswidriges stand sogar manchmal im Gesetz. In zivilisierten Staaten wird die Zuständigkeit eines Gerichts nach streng formalen Regeln begründet – das ist das Prinzip des „gesetzlichen Richters“, damit nicht manipuliert werden kann. In der DDR konnte das aber beispielsweise auch durch den Ort geschehen, in dem der Betroffene inhaftiert war, so dass die Staatssicherheit nur jemanden in das Gefängnis am Ort des ihr genehmsten Gerichts zu verlegen brauchte.

Und im Alltag?

Das normale Leben war den üblichen Regeln wie anderswo auch unterworfen, wenn auch in der kommunistischen Variante. Anders würde das öffentliche Leben einer komplexen Industriegesellschaft ja nicht funktionieren. Zum Beispiel, wenn man ohne Fahrerlaubnis erwischt wurde. Das Verfahren genügte durchaus rechtlichen Regeln, doch hatte die Partei daran ja kein Interesse. Nur deshalb.

Verstehen Sie, dass ehemalige DDR-Bürger das heute anders sehen? Dass

Zur Person



Wolfgang Schuller, 79, lehrte Alte Geschichte an der Universität Konstanz. Neben Cicero, Kleopatra und den antiken Hetären befasste er sich immer mit der deutsch-deutschen Geschichte. Die Teilung akzeptierte er nie. Sein Interesse speist sich auch aus zahlreichen Besuchen in der DDR und Freundschaften. Sein Geburtstag fällt auf den 3. Oktober. (Bild: uli)

sie sagen: Wir haben doch in einem ordentlichen Staat gelebt und haben uns auch anständig verhalten.

Selbstverständlich sehe ich das ein. Das würde ich vielleicht auch sagen. Das normale Leben hätte nicht gelebt werden können, wenn man sich dauernd verhalten muss: „Das ist ein Unrechtsstaat und du lebst mittendrin und müsstest eigentlich Widerstand leisten.“ Vor einer Enquete-Kommission des Bundestages sagte ich einmal in einem solchen Zusammenhang, dass Gott sei Dank in der DDR natürlich auch „gelacht, gelebt und geliebt“ wurde, und Markus Meckel, der Bürgerrechtler und SPD-Mitgründer, fügte dann hinzu: „Und gefeiert!“

Schießbefehl an der Mauer und Herrschaft der Stasi sind mit einem Rechtsstaat kaum vereinbar.

Das ist ein Punkt, über den bis zuletzt auch ein Hans Modrow, der letzte SED-Ministerpräsident, gerne hinweggleitet. Er sagte in seiner Autobiografie, wenn die Akten der Staatssicherheit geöffnet werden, dann müsste das auch bei Verfassungsschutz und BND gemacht werden. Das stimmt natürlich nicht. Die Stasi hatte exekutive Befugnisse, konnte verhaften und unterhielt eigene Gefängnisse, in denen sie die Gefangenen zur Erlangung von Geständnissen quälte. Die Stasi war eben kein gewöhnlicher Nachrichtendienst, sondern ein Polizeigorgan mit rechtsstaatswidrigen Befugnissen.

Wie hätten Sie sich in diesem Staat verhalten?

Na ja, ehrlicherweise kann man nur sagen: Ich weiß es nicht. Das ist die einfachste und zutreffendste Antwort. Eine Variante wäre: Na ja, vielleicht hätte ich auch mitgemacht. Aber so eine Aussage höre ich sehr ungern. Sie ist anbeidernd und entwertet das Verhalten der ehemaligen DDR-Opposition. Sie relativiert deren Widerstand und deren Ausdauer, und das wäre schlimm.

FRAGEN: ULI FRICKER

„Soweit ich weiß, unverzüglich“

- Schabowski schreibt aus Versehen Weltgeschichte
- Ein denkwürdiger Abend in der SÜDKURIER-Redaktion
- Tausende DDR-Bürger brechen einfach auf

VON WOLFGANG BAGER



Wolfgang Bager (64) ist den Lesern als Leiter des Kultur-Ressorts des SÜDKURIER bekannt. Doch seine journalistischen Wurzeln liegen in der Politikredaktion. Von 1979 bis 1993 war er Mitglied des Politik-Ressorts und zuständig für die Seite 3 und die Inlandsberichterstattung. Die historische Wende erlebte er hautnah: Als sich abzeichnete, wie wegweisend der Umbruch sein würde, flog er als Berichterstatter nach Berlin. Die Tage sind ihm bis heute in lebhafter Erinnerung

Donnerstag, 9. November 1989, 19 Uhr. Eigentlich ein ruhiger Abend. An der Universität Konstanz findet das Symposium mit dem vielsagenden Titel „Europa ohne Grenzen“ statt. Der damalige Chefredakteur Gerd Appenzeller und einige Kollegen aus der Politikredaktion des SÜDKURIER sind dort, um den Vortrag von Ministerpräsident Lothar Späth zu hören. Politik-Ressortchef Robert Rapp, mein Kollege Dieter Löffler und ich halten Stallwache. Da schrillt die Glocke. Im Fernschreibraum ist eine Eilmeldung der Deutschen Presseagentur eingegangen. „DDR-Grenze zur Bundesrepublik von sofort an für Ausreisende offen“ heißt es da. Das klingt nach Sensation. „Ich glaube, das ist die wichtigste Eilmeldung, die ich je in meinem Leben in der Hand hatte“, sage ich fassungslos.

Und schon zeigt das Fernsehen Bilder, wie SED-Funktionär Günter Schabowski in Ost-Berlin am Ende einer Pressekonferenz wie beiläufig den geschichtsträchtigen Beschluss verliest. „Privatreisen nach dem Ausland können ohne Vorliegen von Voraussetzungen, Reiseanlässe und Verwandtschaftsverhältnisse beantragt werden. Die Genehmigungen werden kurzfristig erteilt. Die zuständigen Abteilungen Pass- und Meldewesen der Volkspolizei-Kreisämter in der DDR sind angewiesen, Visa zur ständigen Ausreise unverzüglich zu erteilen, ohne dass dafür noch geltende Voraussetzungen für eine ständige Ausreise vorliegen müssen. Ständige Ausreisen können über alle Grenzübergangsstellen der DDR zur Bundesrepublik erfolgen.“ So der Wortlaut der Erklärung. Auf Nachfragen von Journalisten, wann diese Regelung denn in Kraft trete, fügt Schabowski stammelnd hinzu: „Nach meiner Kenntnis, ab sofort, unverzüglich.“

Unverzüglich macht sich jetzt Dieter Löffler auf in Richtung Universität, um den Chefredakteur zu informieren, schließ gab es noch keine Mobiltelefone. Robert Rapp und ich analysieren derweil die Einzelheiten der Verlautbarung. Skepsis macht sich breit. Mit keinem Wort steht da, dass die Grenzen geöffnet werden. Es heißt nur, dass jeder ohne Anlass die Ausreise beantragen

könne. Offenbar wollte die DDR die massenhaften Ausreisen über Ungarn und Tschechien stoppen. Entgegen Schabowskis Ankündigung sollte die Regelung am nächsten Morgen in Kraft treten und jede Ausreise hätte von der Volkspolizei genehmigt werden müssen. So war es geplant.

Doch so genau nehmen es inzwischen Tausende von DDR-Bürgern, die Schabowski ebenfalls im Fernsehen gehört hatten, nicht. „Nach meiner Kenntnis, ab sofort, unverzüglich.“ Das sind die Worte dieses Abends. Das Fernsehen wiederholt sie nahezu in einer Endlosschleife. Und das ist das, was Tausende von DDR-Bürgern im Ohr haben. „Ab sofort, unverzüglich“. Sie nehmen Schabowski beim Wort und machen sich auf den Weg. Sofort und unverzüglich.

In der Redaktion ist jetzt auch Chefredakteur Gerd Appenzeller eingetroffen. Gemeinsam versuchen wir, mit ihm für Seite eins eine Aufmachung zu gestalten, die einerseits der Bedeutung der Nachricht gerecht wird, andererseits aber auch keine verfrühten Hoffnungen oder Interpretationen zulässt. Das hat auch Robert Rapp im Sinn, der in seinem Kommentar schreibt: „Das sind in der Tat Fortschritte, die den Pferdefuß jedoch nicht verdecken können“. Denn Ausreisen über Drittländer soll es nicht mehr geben. Schließlich kommt Rapp zu dem Schluss „...also ist das,



„Der DDR-Ministerrat hat beschlossen, Privatreisen nach dem Ausland können ohne Vorliegen von Voraussetzungen beantragt werden.“

Günter Schabowski, Politbüromitglied, bei der Pressekonferenz am 9. November 1989

was sich als Sensation anzukündigen schien, zunächst einmal die Rücknahme bisheriger Erleichterungen.“ Sein Kommentar wird die Überschrift tragen „Noch steht die Mauer.“

Und genau das wollen viele DDR-Bürger noch in dieser Nacht infrage stellen. Sie verlassen ihre Häuser und strömen zu den wenigen Grenzübergängen, die die beiden Teile Berlins miteinander verbinden. Von Viertelstunde zu Viertelstunde werden es mehr, die Schabowskis Ankündigung auf ihren Wahrheitsgehalt testen wollen. Tatsächlich ist es möglich, nur nach Vorzeigen des Personalausweises in den Westen zu gelangen.

Noch öffnen sich die Schlagbäume nur sporadisch, doch der Druck der Massen wird immer größer. Bald will kein Grenzpolizist mehr einen Ausweis sehen, die Schranken bleiben oben. Aus den Berliner Grenzkontrollstellen Bornholmer Straße, Invalidenstraße



„Die Nacht des ungläubigen Staunens“ hat SÜDKURIER-Redakteur Wolfgang Bager seinen Bericht über den Mauerfall betitelt. Die Original-Seite zum Nachlesen finden Sie im Internet unter www.suedkurier.de/skplus



präsentiert

25 Jahre Mauerfall



Die Mauer fällt: Ostdeutsche Grenztruppen stehen mit erkennbar ungläubigen Gesichtern hinter der sich öffnenden Grenze. In Westberlin haben sich Menschen-
trauben gebildet. Das Foto zeigt den 11. November 1989 nahe dem Potsdamer Platz.
BILDER: DPA/AFP

und Sonnenallee werden plötzlich sperrangelweit offenstehende Scheunentore, die Grenze wird förmlich über-
rannt.

Inzwischen wird der SÜDKURIER in der Druckerei am Konstanzer Fischmarkt in die Lastwagen geladen und in alle Teile des Verbreitungsgebiets ausgeliefert. Die druckfrischen Zeitungen tragen die Doppelschlagzeile: „DDR öffnet innerdeutsche Grenze – Spontane Freudenfeiern in Berlin“. Rechts neben der Schlagzeile behauptet sich tapfer Robert Rapps Kommentar „Noch steht die Mauer“. Dem Wort „noch“ sollte aber in den nächsten Stunden besondere Bedeutung zukommen.

Freitag, 10. November 1989, 9.30 Uhr. Auch nach der historischen Nacht der Nächte geht das Symposium „Europa ohne Grenzen“ an der Universität Konstanz weiter. Ich bin eingeteilt, den Vormittag als Berichterstatter zu übernehmen. Doch irgendetwas sträubt sich in mir, an einem solchen Tag zum Tagesgeschäft überzugehen. Instinktiv führt mich mein Weg statt zur Universität zunächst in die Redaktion. Das ist nicht ganz verkehrt. Frau Rauscher, die Sekretärin, empfängt mich mit den Worten: „Gut, dass Sie kommen, ich habe für den Nachmittag, einen Flug für Sie nach Berlin gebucht.“ Ab Stuttgart natürlich, Zürich wäre zu teuer gewesen, denn Flüge von der Bundesrepublik nach Berlin wurden von der Bundesregierung damals kräftig subventioniert, um das eingemauerte West-Berlin besser anzubinden.

Ich lasse Symposium Symposium sein und mache mich auf. Zu Hause noch ein paar Sachen eingepackt und dann ab nach Stuttgart. Die Lage am Flughafen ist ruhig. Ganz anders die Situation in Berlin-Tegel. Dort, wo sich sonst die Taxis in langen Warteschlangen aufstauen, herrscht gähnende Leere. Ungläubiges Staunen nicht nur bei mir, sondern bei allen eben in Berlin gelandeten Passagieren. Unter Ihnen auch ein Kollege aus Zürich, der ebenfalls eingeflogen ist, um über die aktuellen Ereignisse zu berichten. Endlich ein Taxi in Sicht. Der Fahrer winkt nur ab. Nein, er fahre nicht in die Innenstadt. Täte er es, erginge es ihm wie all seinen Kollegen, die sich in die City aufgemacht hatten, aber nie wieder zurückkamen. „Da herrschen chaotische Zu-

stände, da geht nüscht mehr“, klärt der freundliche Fahrer die Wartenden auf. „Ich kann sie ab bis zum U-Bahnhof Jakob-Kaiser-Platz fahren, da ham Se Anschluss in die Stadt“, so sein Angebot. Inzwischen treffen noch andere Taxen ein, sie werden alle zum Jakob-Kaiser-Platz fahren und schnell wieder zum Flughafen zurückkehren. Mein Schweizer Kollege schließt sich mir an, er war noch nie in Berlin.

Die U-Bahn-Fahrt geht zum Adenauer-Platz, also mitten hinein zum Kurfürstendamm. Das Aussteigen ist problemlos, der Bahnhof nicht überfüllt, die U 7 ist keine Ost-West-Verbindung. Doch tritt man aus dem Untergrund hinauf auf den Ku'Damm trifft einen der Wiedervereinigungs-Trubel mit voller Wucht. Der Duft einer eilends in Betrieb genommenen Suppenküche liegt über den frierenden, aber noch ohne Geld dastehenden Besuchern. Autohupen, Trabi-Geknatter, kollektive Waaaaahnschreie, Gesänge und Gedräge,

Rufe nach Personen, die man soeben aus den Augen verloren hat. Auch mein Schweizer Kollege ist in der Menge untergegangen. Hin und wieder ein Martinshorn, das versucht, einer Polizeistreife den Weg zu bahnen. „Sag‘ mir, wo die Mauer ist, wo ist sie geblieben, wann wird man je verstehen, wann wird man je verstehen“ singt ein Grüppchen Westberliner Straßenmusikanten auf dem Mittelstreifen des Boulevards. Innerhalb weniger Minuten bildet sich daraus ein tausendköpfiger Chor, nicht wenige haben Tränen in den Augen.

Im Gedränge erweist sich die mitgeführte Reisetasche als unhandlich. Also kurz zum Hotel, einchecken, Gepäck loswerfen. Und natürlich Fernsehgerät anstellen, man weiß ja nie in diesen Zeiten. Auf dem Bildschirm dann die gleichen Bilder, die man eben live erlebt hatte. Jubelnde Menschen, wohin man blickt. Plötzlich meldet sich ein Reporter aufgeregt zu Wort, er habe gehört, an der Bernauer Straße werde die Mauer abgebaut. Nichts wie hin.

Inzwischen ist es 23 Uhr. Wo es im Wedding sonst um diese Zeit still und dunkel ist, dröhnen Kompressoren, knattern Pressluftschlämmer im gleißenden Licht der Scheinwerfer, die die Feuerwehr auf einer Drehleiter montiert hat. Hektische Betriebsamkeit auf beiden Seiten der Mauer. Tatsächlich soll hier ein Mauerdurchbruch zur Ebers-

walder Straße entstehen. Auf westlicher Seite werden Betonpoller entfernt, was hinter der Mauer geschieht, lässt sich nur ahnen. Auch dort Lärm von schweren Baumaschinen. An die 3000 Schaulustige haben sich inzwischen trotz der späten Stunde hier eingefunden. Sie wollen Augenzeuge sein, wenn sich hier die Mauer öffnet. Nach genau 28 Jahren und 89 Tagen.

Wagemutige klettern auf die Mauerkrone, um sich einen Überblick zu verschaffen. „Wie weit seid ihr denn da drüben?“ ruft einer den Bausoldaten der Volksarmee zu. Keine Antwort. Die gibt ein Beamter der Westberliner Polizei: „Für 2 Uhr ist der Durchbruch geplant“. Es ist frostig kalt in dieser Nacht. „Das schaffen die nie bis zwei“, ruft es von der Mauer herab. Die da oben sehen, dass auf der anderen Seite Betonplatten als provisorische Straße verlegt werden. Und es fehlen noch so viele Platten bis zum Westen. Jetzt nennt die Polizei 4 Uhr als Durchbruchzeit. Es ist 2.20 Uhr, Kälte und Müdigkeit stellen den Willen, bei einem historischen Ereignis dabei zu sein, auf eine schwere Probe. In der Nähe macht ein beleuchtetes Wirtshausschild Hoffnung. Schaulustige und Journalisten aus aller Welt haben das gleiche Ziel, der Wirt macht das Geschäft seines Lebens.

Aufgewärmt und gestärkt geht es zurück zur Mauer. Dort ist es jetzt dunkler, die Feuerwehr hat ihren Lichtbaum wieder eingeholt. Nur die Scheinwerfer der Fernsteams erhellen die Szene, von den zunächst 3000 Zuschauern ist noch etwa ein Drittel dabei. Das Stehen fällt schwer, fast alle lehnen sich an die Mauer oder an einen Metallzaun. Daran hängen sieben weiße Kreuze. Dorit Schmiel, Ottfried Reck, Ida Sieckmann, Bernd Lünser, Rudolf Urban, Ernst Mundt und Olga Selger mussten hier ihr Leben lassen, weil sie eine Grenze überwinden wollten, die nun an dieser Stelle abgerissen wird. Heute erinnern Steinplatten an die ersten Mauertoten.

Ein junger Mann klettert wieder auf die Mauer. „Die legen immer noch Platten.“ Es ist 5.08 Uhr. An dieser Stelle endet der authentische Bericht. Müdigkeit und Kälte waren stärker. Irgendwann zwischen 6 und 7 Uhr muss es wohl soweit gewesen sein. Auf jeden Fall passieren die ersten DDR-Bürger um 8.08 Uhr den neuen Übergang von der Eberswalder Straße zur Bernauer Straße. Das wird am Morgen das Fernsehen berichten. Die deutsche Einheit nimmt ihren Anfang.



Noch schützen am Brandenburger Tor DDR-Grenzposten die Mauer.



West-Berliner versuchen, mit Hämmern sich ein Stück Mauer zu sichern.



Die erste Maueröffnung: Am Morgen des 11. November 1989 strömen die Menschen massenhaft von der Eberswalder Straße in den Westen zur Bernauer Straße (oben). BILDER: DPA

Zwischen 1961 und 1970 kosteten Bau und Betrieb der Mauer 89 Millionen DDR-Mark.

Ganz ruhig bleiben

- Wie ein SÜDKURIER-Volontär in die DDR fuhr
- Zwei Grenzer knöpfen sich den Badener vor
- Vermeintlicher Liebesbrief deutet auf Fluchthilfe hin

VON MARTIN BAUR



Martin Baur (56) fuhr im Alter von 28 Jahren im Frühjahr 1987 als Volontär des SÜDKURIER in die DDR. Er wollte den anderen existierenden deutschen Staat kennenlernen. Auch später hat er das Land mehrfach bereist, sowohl als Journalist als auch privat zum Besuch von Freunden sowie im Urlaub. Seit 1999 ist er Chef der SÜDKURIER-Lokalredaktion in Überlingen.

Neugierig war ich schon immer. Wahrscheinlich bin ich deshalb Redakteur geworden. Geboren 1958 in Konstanz, war der andere deutsche Staat, die DDR, für mich immer real existierender politischer Alltag. Dieses andere Deutschland wollte ich kennenlernen. Doch wir hatten drüben weder Verwandte noch Bekannte. Und wer als BRD-Bürger in die DDR wollte, brauchte eine „Einladung“ aus der DDR.

Die Grenze blieb dicht für mich. Bis ein Schulfreund während eines Tagesausflugs nach Ost-Berlin ein Mädchen kennenlernte. Geheiratet haben sie im Januar 1987 in ihrem Heimatdorf Seehausen in Brandenburg. Sie durfte ausreisen. Die Ehe mit einem Ausländer war der einfachste Weg, dem ersten Arbeiter- und Bauernstaat auf deutschem Boden legal und schnell Adieu zu sagen.

Die Eltern jenes Mädchens luden mich ein und das bescherte mir ein unvergessliches Grenzerlebnis. Denn man unterstellte mir, ich wolle jetzt die nächste Tochter heiraten, um ihr die Ausreise zu ermöglichen.

Ende Februar 1987 erhielt ich per Post den „Antrag auf Einreise in die DDR“, den die Familie für mich beantragt hatte. Ich füllte die graugilbigen Formulare aus und sechs Wochen später kam der „Berechtigungsschein zum Empfang eines Visums“. Mein Eintrittsbillet für den Sozialismus. Vier Tage DDR, vom 18. bis zum 21. April. Mein Ostern 1987.

Es war ein Uhr, als ich am Samstag, 18. April, am Grenzübergang Rudolphstein/Hirschberg stand. Eine halbe Stunde, nachdem ich Reisepass und Berechtigungsschein abgegeben hatte, fuhr ich in die dritte und letzte Stufe der Grenzsperranlagen. Ein von Flutlicht erleuchtetes Gelände. Von der Durchfahrtsstraße zweigten Parkwege ab, neben denen Bänke standen, auf die man sein Gepäck zum Durchwühlen bereitstellen konnte. Ein Heft der drüben begehrten „Burda-Moden“ für die Mädchen der Familie hatte ich ebenso deklariert wie das Fotoalbum, das die jetzt in Stuttgart lebende Tochter mit den Hochzeitsfotos gestaltet hatte.

Zwei Uniformierte gehen auf mein Auto zu und bedeuten mir, ihnen zu folgen. Bald hebt sich in den Lichtkegeln meiner Scheinwerfer ein Stahlrollladen nach oben. Ich fahr in die Halle und der Rollladen schneppert herunter. Es ist 1.40 Uhr, als ich in der „Garage“ stehe. So hieß die-



Der Grenzübergang Rudolphstein 1982. BILD: DPA

„Rückbank raus!“

DDR-Grenzer zum Westdeutschen Martin Baur bei der Einreise

„Und wenn Sie das nächste Mal in die Deutsche Demokratische Republik einreisen, dann wissen Sie ja, wie das bei uns so läuft.“

DDR-Grenzer zum Abschied

ses Kontrollgebäude im Jargon der regelmäßigen Ost-West-Pendler. Ich soll das Auto ausräumen. „Sitze raus!“ Nach jedem Befehl muss ich nachfragen, der ältere Grenzer ist kaum zu verstehen. „Rückbank raus!“ Der Jüngere wiederholt alles. „Bodenteppiche raus!“ Ich schaue verduzt. „Ham se kein Werkzeug bei!“ Drüben stehe welches, zeigt der Nuschler auf eine Kiste. Sein Kollege geht mit dem Endoskop in jede Ritze meines Autos, untersucht das Innere der Türen. „Is'n Lancia, nu?“ Ja, nicke ich, ein Lancia Beta Coupe. Ich muss alle Konservendosen, Pakete und die anderen Mitbringsel, die mir die ausgereiste Tochter mitgegeben hatte, vor einem Röntgengerät stapeln. Nachdem jedes Stück durchleuchtet ist werde ich auf einen Stuhl bugsirt.



Vor mir auf dem Holztisch steht eine Lampe, die mir ins Gesicht blendet. Die Grenzer stellen sich schräg hinter mir auf. Der Jüngere, scheinbar freundlichere, links, der Nuschler rechts. Weshalb ich in Deutsche Demokratische Republik einreise? Ich schaue links hinter mich. Aus Neugier und Interesse, sage ich. Es ist die Wahrheit. „Lügen Sie nicht – Sie sind beim SÜDKURIER angestellt, wollen Sie über Ihre Reise schreiben?“ Ich drehe mich nach rechts. „Ich bin in der Ausbildung, erst seit sechs Monaten, bin Volontär.“ Ich frage zurück: „Sie kennen die Zeitung, bei der ich arbeite?“ Gehen Sie davon aus, dass Ihre Zeitungen bei uns sehr genau gelesen werden“ – sagt mein Nuschler. Er kann deutlich reden, wenn er will. Jetzt spüre ich seine Hand auf meiner Schulter. Es ist die Rechte, an

der ihm Ringfinger und kleiner Finger fehlen. Die anderen Finger haben genügend Kraft, um mir mit gekonntem Griff einen stechenden Schmerz unters Schlüsselbein zu schicken. Ich weiß, dass ich ganz ruhig bleiben muss. Der Jüngere durchwühlt meine Brieftasche. Aus einem Seitenfach fischt er ein kariertes Blatt. Ich erkenne grau-faseriges Umweltschutzpapier. Ein Liebesbrief meiner Ex-Freundin Petra, vier Jahre alt, vergessen aus Sentimentalität. „Das ist doch DDR-Papier“, der Druck ins Schlüsselbein verstärkt sich. „Das ist doch ein Liebesbrief – aus der DDR – Sie wollen wohl nun die nächste Schwester heiraten, damit sie ausreisen kann.“ Dreifingerhand hat wirklich Kraft. „Geben Sie's doch zu.“ Nein, das sei kein DDR-Papier, sondern Umweltschutzpapier, sage ich ruhig. Plötzlich höre ich Enttäuschung: „Der Brief ist ja alt.“ Die beiden hatten das Datum entdeckt: 1983. Die Hand verschwindet wieder.

Gegen 5.30 Uhr, nach fast drei Stunden, öffnet sich der Stahlrollladen. Ich muss draußen parken und hinterm Steuer warten. Nach einer Viertelstunde kommt ein junger Grenzsoldat, schaut durchs Seitenfenster. Er salutierte. „Guten Tag, das Druckerzeugnis und das Fotoalbum, bitte!“ Nach einer weiteren Viertelstunde steht er wieder da. „Mitkommen, bitte!“ Im Dienstgebäude treffe ich meinen Dreifingerfreund wieder. Ob ich mit der Beschlagnahmung des Druckerzeugnisses einverstanden sei. Ja, bin ich. Das Fotoalbum bekomme ich zurück. Später merke ich, dass Dutzende Bilder herausgeschnitten wurden. Bevor ich gehen darf, verabschiedet sich Dreifingerhand von mir. Lächelt mich an, streckt mir seine Rechte entgegen. Ich spüre wieder seinen festen Druck, diesmal in der Hand. „Auf Wiedersehen, Herr Baur.“ Ja, er grinst. „Und wenn Sie das nächste Mal in die Deutsche Demokratische Republik einreisen, dann wissen Sie ja, wie das bei uns so läuft.“

Es ist gegen 7 Uhr, als ich Richtung Berlin fahre. Im Rückspiegel einen Lada der Volkspolizei. Er bleibt die nächsten zweidreiviertel Stunden mein Begleiter. Immer im selben Abstand. Bloß nicht schneller als 100 km/h fahren, sonst haben sie dich. Endlich die Ausfahrt Niemegk, die VP ist weg. Als ich kurz vor 11 Uhr bei meinen Gastgebern in Seehausen ankomme, möchte ich nur noch ablegen. „Nee, det jeht nicht“, sagt die jüngere Tochter. „Wir müssen sofort nach Jüterbog ins VP-Kreisamt, du mußt dich anmelden – sonst bekommst du Probleme.“

Als ich vier Tage später über den Grenzübergang Heinrich-Heine-Straße nach West-Berlin ausreise, hatte ich den Kofferraum voller selbst gemachter Marmelade, Dosenwurst und Weckgläser für die Tochter im Westen. Die Schulter tat mir noch immer weh, also erklärte ich meinem Kontrolleur sofort Hintergründe und Herkunft der Waren. „Na, da wird die Tochter im Westen sich aber ganz schön freuen.“ Lachte der Berliner Grenzer, während er mit der Sonde in den Tank ging. Dann mit dem Spiegel unters Auto. „Sie kennen det ja, wir müssen det eben.“ Ich bin baff und erkläre, dass ich noch 60 Ost-Mark hätte. Bargeldausfuhr war streng verboten. „Na, Sie werden doch beim Transit uff die Rückfahrt mal nen Kaffee trinken? Det jeht schon in Ordnung.“ Und dann war ich zurück im Westen. In West-Berlin.



Links: Martin Bauer, damals 28 und Volontär beim SÜDKURIER, in der Küche seiner DDR-Bekannten im brandenburgischen Seehausen. Oben: Seinen Pass von damals hat er aufgehoben. Rechts das Visum mit Stempel und Gebührenmarke. BILDER: PRIVAT

Heute stehen noch rund 3 Kilometer Originalmauerstücke.



präsentiert

25 Jahre Mauerfall

Die Berliner Mauer

25 Jahre Mauerfall

Vom 13. August 1961 bis 9. November 1989 stand die Berliner Mauer. Mit diesem System von Sperranlagen wollten die DDR-Machthaber verhindern, dass ihre Bürger in den Westen flüchten. Vor 25 Jahren endete die Teilung der Stadt. Die Mauer wurde bis auf wenige Reste beseitigt. Diese Grafik erinnert an sie.



Aussichtsplattform

Die Holzgestelle entlang der Mauer boten Neugierigen und Touristen die Möglichkeit, einen Blick über die Sperren in den Osten zu werfen.

Türen

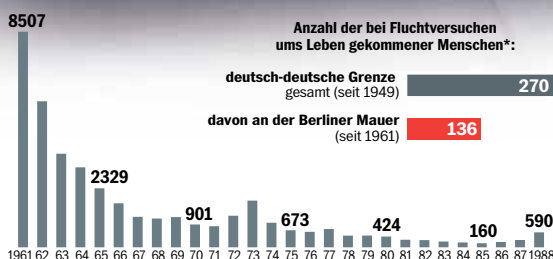
Da auch die Westseite der Mauer zur DDR gehörte, gab es Türen, durch die Grenzsoldaten zu Inspektionszwecken auf die andere Seite gelangen konnten. Die Türen ließen sich nur zu zweit öffnen.

Die Mauer

Das „vordere Sperrelement“ (offizielle DDR-Bezeichnung) verlief sowohl zwischen West- und Ostberlin als auch zwischen Westberlin und der angrenzenden DDR und war 156,4 Kilometer lang. Ab 1968 bildeten Betonfertigteile den Abschluss der Grenzanlage nach Westen. Dieses Bauwerk galt im Volksmund als „die Mauer“. Ein wenige Meter breiter Streifen gehörte noch zur DDR. Die einzelnen Elemente waren zwischen 3,40 und 4,20 Meter hoch, 1,20 Meter breit und etwa 2,6 Tonnen schwer. Selbst für schwere Fahrzeuge war die Mauer damit unüberwindbar. Sie wurde mit einer Rohraufgabe versehen, damit sich Flüchtlinge nicht festhalten konnten. Nach dem Mauerfall 1989 wurden die meisten mit Graffiti besprühten Teile der Mauer im Rahmen einer Versteigerung verkauft. Heutzutage sind entlang des ehemaligen Grenzstreifens nur noch Teile der Mauer zu sehen, unter anderem an der Gedenkstätte Berliner Mauer (Bernauer Straße) oder an der East Side Gallery (Mühlenstraße).

Flucht über die DDR-Grenze

Zahl der erfolgreichen Fluchten über die DDR-Grenzbefestigungen:



*Über die Zahl der Toten an der Mauer und der innerdeutschen Grenze gibt es stark voneinander abweichende Zahlen. Die hier verwendete Zählung der Berliner Staatsanwaltschaft erfasst nur die Todesfälle, die nachweislich auf Gewalt der DDR-Organen zurückgehen. Die Zahl der Opfer liegt vermutlich höher.

Chronologie der Berliner Mauer

15. Juni 1961	13. August 1961	19. Juni 1962	17. Dez. 1963	1968	13. März 1985	12. Juni 1987	9. Nov. 1989
SED-Chef Walter Ulbricht erklärt vor der Presse in Ostberlin: „Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten.“ Im September 1960 hat das DDR-Innenministerium bereits eine Anordnung erlassen, der zufolge Westdeutsche für die Einreise nach Ostberlin eine Genehmigung brauchen.	Beginn des Mauerbaus. Bewaffnete Verbände der DDR riegeln den Ostsektor Berlins durch Stacheldraht und Straßensperren von den Westsektoren ab. Das basiert auf einem Beschluss des DDR-Ministerrats. Am 14. August wird das Brandenburger Tor offiziell geschlossen. Am folgenden Tag beginnen Arbeiter mit dem Bau der ersten Mauerstücke. Am 24. August wird der erste Flüchtling erschossen – der erste von 136 Mauer-Toten.	Die neuen Grenztruppen und Bauarbeiter der DDR beginnen mit der Errichtung des Todesstreifens in Berlin.	Das Passierscheinabkommen zwischen dem Senat von Berlin und der DDR erlaubt es Westberliner Bürgern, Angehörige im Ostteil der Stadt zu besuchen.	DDR-Grenztruppen errichten die Mauer der 3. Generation . Sie besteht aus Betonplatten mit einem aufgesetzten Rohr, das Fluchtversuche gänzlich verhindern soll. 1974-1976 werden die Grenzanlagen noch weiter ausgebaut und perfektioniert. Errichtet werden Grenzsignalzäune und die eckigen Beobachtungstürme.	Ab sofort sollen DDR-Bürger in „dringenden Familienangelegenheiten“ und wegen „besonderer humanitärer Anliegen“ eine Reise in die Bundesrepublik oder nach West-Berlin beantragen dürfen. Die Behörden wenden die Neuregelung großzügig an. Die Zahl der Reisen in den Westen steigt von 139 000 im Jahr 1985 auf 573 000 im Jahr 1986.	US-Präsident Ronald Reagan sagt anlässlich des 750. Gründungstags von Berlin auf einer Holzbühne vor der Mauer am Brandenburger Tor: „Mr. Gorbatschow, tear down this wall!“ („Herr Gorbatschow, reißen Sie diese Mauer nieder!“) Das US-Außenministerium hatte den Satz vorher nicht abgesegnet, Reagan beharrte jedoch darauf.	Die Mauer wird durch ein Versehen des SED-Politbüro-Mitglieds Günther Schabowski von jetzt auf gleich geöffnet. Er informiert die Medien über eine geplante Grenzöffnung und stottert auf die Frage, ab wann das gelte: „Das tritt nach meiner Kenntnis ... ist das sofort, unverzüglich.“ Tausende Ostberliner laufen zu den Grenzübergängen, die schließlich geöffnet werden.

Geteiltes Berlin

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs im Mai 1945 wurde Deutschland von den Siegermächten USA, Russland, Großbritannien und Frankreich in vier Besatzungszonen eingeteilt. Analog wurde Berlin als ehemalige Reichshauptstadt in vier Sektoren unterteilt. Nach der Gründung der Bundesrepublik Deutschland und der DDR 1949 wurde Westberlin faktisch ein Bundesland, Ostberlin dagegen Hauptstadt der DDR.

- besondere Orte/ Gedenkstätten
- ehemalige Grenzübergänge
- Grenzverlauf



Die Geschichte von Zweien, die auszogen, die DDR zu suchen



präsentiert

**25 Jahre
Mauerfall**

Das Leben der Anderen



VON MARGITHUFNAGEL UND NICOLE RIESS



Die Fahrt mit dem Auto vom Südwesten in den wilden Osten ist ein zeitraubendes Vorhaben. Und dann ist vom großen, magischen Moment noch nicht einmal etwas zu spüren. Der Asphalt gibt vielleicht einen kurzen Hinweis: Dort, in Oberfranken, wo früher die Straße endete, ist er hellgrau, auf thüringischer Seite geht es dunkelgrau weiter. „Und, wie findest du es?“, fragt Nicole Rieß, die Kollegin aus dem Osten. „Nun, irgendwie hätte ich es mir anders vorgestellt“, sagt Margit Hufnagel, die Kollegin aus dem Westen. Eine Woche lang führen die beiden SÜDKURIER-Redakteurinnen Nicole Rieß (37) und Margit Hufnagel (38) durch Thüringen, Sachsen und Sachsen-Anhalt. Ein Roadtrip zwischen Ost-Erinnerungen und West-Klischees.

Liebe Nicole, ich war allein in den vergangenen 20 Monaten in neun Ländern. Und das ist keine Ausnahme. Ich war in Afghanistan und Mauretanien, in Georgien und Madagaskar. Ich habe mich mit dem Papierkram für ein Visum für Russland herumgeregelt und mich in Israel von einem Grenzposten durchsuchen lassen. Kaum bin ich von einer Reise zurück, plane ich schon die nächste. Ich war im Fernen Osten, im Nahen Osten – nur über den ganz nahen Osten bin ich immer hinweggeglitten. Es ist mir ein wenig peinlich, dass ich zu den 19 Prozent der Westdeutschen gehöre, die noch nie im Osten waren. Meine Begründung ist lapidar: Es ist einfach zu nah. Nach Dresden, Weimar wollte ich später, wenn ich mal keine Lust mehr auf zwölfstündige Flugreisen habe. Als ich 16 war, durfte ich das erste Mal mit meinen Freundinnen verreisen. Vorher war ich nie weg. Zwei Wochen Ägypten, eine Kreuzfahrt durch die Karibik und im Winter zum Skifahren – das war in den 80er-Jahren doch auch im Westen pure Utopie. Erst recht auf dem Land. Wir flogen also 1992 nach London. Dorthin, wo unsere Popstars herkamen. Wir träumten natürlich von Amerika, weil dort die Filme und Serien spielten, die wir im Fernsehen sahen. Aber DDR? Klar wusste ich, dass es gibt. Aber die kam eben nur in den Nachrichten vor – und die haben mich mit 13, als endlich die Mauer fiel, kaum interessiert. Selbst so etwas Aufregendes wie Ost-Verwandtschaft hatten wir nicht. Vielleicht ist es auch gar nicht so schlimm, dass mir Ostdeutschland nie exotisch genug war für eine Reise – für mich spielt dieses Ossi-Wessi-Denken einfach keine Rolle.

Liebe Margit, mir ging es umgekehrt ganz genauso. Ja, da gab es noch ein anderes Deutschland, als ich zur Schule ging. Aber was spielte das schon für eine Rolle? So etwas stellt man mit zwölf Jahren nicht infrage, man nimmt es eben hin. Weil es schon immer so war. Die Deutschland-Karte im Geographie-Unterricht zeigte eben nur die

DDR, wir lasen „Timur und sein Trupp“ statt „Das fliegende Klassenzimmer“. Ich habe damals auch nicht vom Westen geträumt. Klar, es war super, mal eine ausgelesene Bravo zu bekommen, wenn die Oma von einer Reise zu ihrem Bruder in Hessen wiederkam. Oder mal ein Westpaket von meinen beiden ausgereisten Onkeln. Dass die nicht mehr da waren, fand ich gar nicht mal schlimm. Das Wort Ausreisepapier gehörte ja quasi zum Standard-Vokabular im Osten. Genauso wie der Intershop – den Geruch werde ich nie vergessen, so süß und weichgespült. So anders halt. Hätte ich das immer haben wollen? Nein, wer will schon jeden Tag Weihnachten feiern?

Liebe Nicole, ich bereue es, dass ich so lange gewartet habe, in den Osten zu fahren. Inzwischen sind für mich die Unterschiede kaum noch feststellbar. Die Innenstädte sind längst standardisiert: Überall die gleichen H&M-Filialen, die gleichen McDonald's-Restaurants. Von Bekannten hört man immer wieder, dass es direkt nach dem Mauerfall in den Städten ausgesehen haben muss wie nach dem Krieg. Aus diesen Erzählungen und aus den Dokumentationen im Fernsehen speist sich im Grunde doch auch das Bild vieler Menschen – jedenfalls war das bei mir so. Es wäre für mich deshalb auch kaum Betrachter gekommen, im Osten zu studieren. Dort waren Nazis und Jammer-Ossis. Und es war hässlich. Wenn du wissen willst, wie ich mir die DDR vorgestellt habe, musst du nach Hoffahren. Und das liegt in Franken. Hof hat nicht umsonst den Beinamen „bayerisch Sibirien“ – und übriges hat Hof auch so etwas wie ein Abwanderungsproblem. 1950 hatte die Stadt noch über 60 000 Einwohner, heute sind es noch nicht einmal mehr 45 000. Die Innenstädte in Ostdeutschland sind hingegen wahnsinnig schön herausgeputzt. Das Geld, das in den Aufbau Ost geflossen ist, begegnet einem in Görlitz, in Dresden, selbst in Bautzen auf Schritt und Tritt. Wie war das denn früher bei euch? Schien auch mal die Sonne oder war es so grau wie wir Wessis uns das vorstellen?

Liebe Margit, um dich zu beruhigen: An heißen Sommertagen toben wir gern im Pool unserer Nachbarn. Ja, so etwas gab es! In das neumodische Wellenbad in meinem Heimatort habe ich mich nicht getraut. Aber du hast auch recht: Wenn ich heute

durch ein Neubauviertel in Gera oder Halle fahre, dann erinnern mich eben jene Häuser an Früher, an denen nichts gemacht wurde, die grau sind und irgendwie hässlich. So farbig habe ich meine Kindheit nicht in Erinnerung. Versteh' mich nicht falsch: Unser Spielzeug bestand nicht nur aus unbehandeltem Holz, unsere Klamotten waren nicht nur grau und es gab auch mehr als Vanille-Eis. Aber es war mehr innerlich bunt, wenn du verstehst, was ich meine. Wir haben auf der Straße gespielt, waren allein im Wald (wo wir einmal russischen Soldaten begegnet sind – was ich erst im Nachhinein gruselig fand). Ich habe schöne Erinnerungen an meine Pionierzeit, an Ausflüge in der Erfurter Zoo. Viele sichtbare Erinnerungen sind leider nicht mehr da. Ich finde es erstaunlich, dass in vielen Städten kaum noch Spuren der Vergangenheit von 16 Millionen Menschen zu sehen sind. Natürlich ändern sich Dinge im Laufe der Zeit, aber im Osten hat man augenscheinlich versucht, alle Überbleibsel ganz schnell zu entfernen. Selbst Spielplätze wurden fast automatisch erneuert – als ob ein Klettergerüst eine politische Botschaft gewesen wäre... Meine ganze Heimat wurde erneuert. Was mich in meiner Kindheit umgab, kann ich meinen Kindern nicht mehr zeigen. Das bedaure ich. Oder denkst du, ich sollte froh darüber sein?

Liebe Nicole, dieses Auslöschen der Vergangenheit ist für mich ein Zeichen ostdeutscher Minderwertigkeits-Komplexe – die wir euch eingegeben haben. Wenn ich ehrlich bin, beneide ich dich sogar darum, in zwei politischen Systemen aufgewachsen zu sein. Es grämt mich geradezu, dass wir Deutschen das nicht als wertvollen Schatz betrachten können. Aber vielleicht bin ich zu naiv – und es war richtig, von diesem Unrechtsstaat kein Fitzelchen mehr übrig zu lassen. In den Gesprächen, die wir in den vergangenen Tagen geführt haben, kam gerade bei den früheren Bürgerrechten immer wieder zum Ausdruck, dass sie enttäuscht waren, dass ihren Mitbürgern Südfürchte und Marken-Klamotten rasch wichtiger wurden als so abstrakte Dinge wie Freiheit und Demokratie. Ich denke, das spiegelt sich auch in der Architektur wider: Die neue Macht, die der Region ihren Stempel

aufgedrückt hat, heißt nun Marktwirtschaft. So wie früher Statuen und Büsten großer Herrscher und Könige geformt wurden, sind es heute eben Einkaufszentren, die zeigen, wer das Sagen hat. Aber waren das wirklich alles die bösen Wessis, die den Osten als Goldgrube sahen? Oder waren es nicht auch die Ostdeutschen, die alles so haben wollten wie „drüben“? Gleichzeitig empfinde ich es als irritierend, dass die Erinnerung an die DDR und ihr Unrechtssystem so häufig von Westdeutschen vorangetrieben wird. Die Rettung der Mauerreste, die Leitung von Westseiden, die Schülergruppen an Gedenkstätten – fast überall begegnen einem Wessis. Dabei hätten ihr doch allen Grund, an diese grandiose Revolution vor 25 Jahren zu erinnern. Wollt ihr eure Vergangenheit denn ruhen lassen? Oder gefällt uns Westlern einfach der Grusel an einem untergegangenen Land zu gut?

Liebe Margit, ganz ehrlich, es stört mich persönlich zunehmend, mir die Wende von Menschen erklären zu lassen, die die Ereignisse aus der Ferne betrachtet haben. Manches können sie vielleicht besser beurteilen, weil sie Abstand haben. Aber es geht in diesen Diskussionen immer ganz schnell um Opfer und Täter und den Unrechtsstaat. Das ist alles richtig und wichtig und darf nicht wegdiskutiert werden – genauso wenig wie die Tatsache, dass die Mehrheit der Menschen in der DDR ganz normal und zufrieden gelebt hat. Wer so etwas sagt, steht schnell im Verdacht, die DDR zu positiv zu sehen. Aber die doppelte sozialisierte dritte Generation Ostdeutschland, zu der ich gehöre, darf das. Wir waren keine Täter, aber auch keine Opfer, weil wir einfach zu jung waren, um politisch zu denken. Wir haben an Mauerfall und Wiedervereinigung bruchstückhafte Erinnerungen. Wir haben mitdindrin irgendwie neu angefangen zu leben. Manchmal finde ich es ja schade, dass ich 1989 nicht zwei, drei Jahre älter war; dann hätte ich die Zeit bewusster erlebt, hätte den Mut der Menschen damals schon bewundern können. Dann wäre mir mein erster Besuch im Westen nicht peinlich gewesen, dann hätte ich vielleicht später nicht immer wieder das Gefühl haben müssen, mich rechtfertigen zu müssen. Aber ich konnte gar nicht erfassen, was da im Schnelldurchlauf passiert ist. Ich würde gern etwas anderes sagen, aber die Wahrheit ist: Die Gänsehaut bekomme ich erst heute, wenn ich Bilder von damals sehe. Ich gebe zu, dass ich das Thema lange ausgeblendet habe, weil es keine Rolle spielte. Ich hatte nie das Gefühl, dass ich in den Westen gehe zum Arbeiten, sondern nach Konstanz. Oder dass ich einen Wessi geheiratet habe, sondern eben einen Hesen. Aber je älter ich werde, desto dringender wird mein Bedürfnis, meine eigene Vergangenheit aufzuarbeiten.

Verlauf der ehemaligen innerdeutschen Grenze bis nach Tschechien

„Jeder bekam eine Banane“

Wir wollten nie in den Westen gehen. Wir hatten hier ja alles. Unsere Freunde, das Haus, die schöne Landschaft. Und natürlich Arbeit – ich als Handwerker und Margret als Verkäuferin im Konsum hier im Dorf. Da gab es zu DDR-Zeiten eigentlich alles. Wenn es im Konsum mal was Besonderes gab, hat sich das rumgesprochen und dann kamen auch alle. Wenn es mal Bananen gab, hat eben jeder Einwohner im Dorf nur eine bekommen. Es wurde darauf geachtet, dass sie gerecht verteilt wurden. In dem Augenblick, in dem im Ort der erste Supermarkt geöffnet hat, kamen die Leute nur noch in den Konsum, um mal ein halbes Brot oder eine Flasche Milch zu kaufen. Ost-Produkte hatten erst mal keine Chance. Letztendlich sind wir daran auch alle selbst schuld, weil wir nach der Wende die Lebensmittel aus dem Westen gekauft haben. Jetzt ist das ja anders, vieles gibt es wieder. Bautzner Senf ist eben Bautzner Senf, da gibt's nichts Besseres. Beruflich hatten wir nach der Wende beide Glück. Zwar gab es unsere Betriebe bald nicht mehr, aber wir haben beide wieder Arbeit gefunden und konnten

Geld verdienen. Ich als Bauarbeiter – ich war auch bei der Restaurierung der Frauenkirche dabei – und Margret nach einer Weiterbildung als Bürokauffrau. Inzwischen im dritten Unternehmen, zwei sind pleitegegangen. Man merkt schon deutlich, dass die Leute hier weniger Geld haben. Auf dem Bau sind die Preise am Boden. Es gibt viel Konkurrenz aus Osteuropa, die Leute arbeiten für wenig Geld. Aber man darf sich nicht beschweren: Wir sind ja damals auch zum Arbeiten in den Westen gegangen und als Ossi beschimpft worden. Für uns war das Schöne an der Wende, dass wir seitdem reisen können. Gleich nach dem Mauerfall sind wir in Konstanz gewesen. Mit dem Traubant sind wir kurz hinter der Grenze noch nicht so aufgefallen – aber dann im Schwarzwald. Immer standen Leute ums Auto rum, wollten in den Motorraum schauen. Sie konnten nicht glauben, dass man mit so einem Auto so weit fahren kann.

Jürgen, 62, und Margret Frost, 57, Dresden, haben die wirtschaftlichen Folgen der Wende hautnah erlebt – im Guten wie im Schlechten

Margret und Jürgen Frost in ihrem Haus. Jürgen Frost war bei den Demonstrationen in Dresden dabei, wurde einmal von einem Schlagstock getroffen und ging nach Hause. Zum Glück: In jener Nacht wanderten viele Demonstranten ins Stasi-Gefängnis nach Bautzen.



„Die Wiedervereinigung war überstürzt“

Wir machen im Museum keine Ostalgie, wir machen deutsch-deutsche Geschichte – eine Geschichte unter dem Einfluss der Alliierten. Das ist ein politischer Weg, der nicht beliebt ist, weil wir nicht Halt davor machen, zu erwähnen, dass der Westen sehr wohl wusste, dass er Unrechtsmechanismen erzeugt und wie er diese für sich nutzt. Ich spreche da von einer historischen Mitverantwortung des Westens an dem Unrecht, das hier geschehen ist. Denn hätte es damals nicht den Kampf dieser Systeme gegeben, hätte es nicht die Entwicklung zum Marschallplan gegeben, hätte es nicht sofort die Nichtanerkennung der Währung, die Wirtschaftsembargos, die ja 40 Jahre lang bestanden haben, gegeben, dann wäre ja vieles nicht entstanden. Man muss das Modell bloß mal andersrum denken: Was wäre gewesen, wenn die DDR ein fairer Handelspartner gewesen wäre? Was wäre gewesen, wenn die DDR keine Devisenangst hätte haben müssen gegenüber Westeuropa und gerade gegenüber Westdeutsch-

land? Dann gäbe es die DDR heute noch, weil sie eine andere wirtschaftliche Grundvoraussetzung hätte haben können als sie gehabt hat. Auch das westdeutsche Wirtschaftswunder der 50er-Jahre war ein gewolltes Konstrukt der Alliierten West, um einen Wirtschaftskrieg mit dem Osten zu führen – zum Vorteil der Deutschen damals, klar. Wohingegen dem Russen das im Grunde egal war. Der hat die DDR ausgebeutet. Die Wiedervereinigung, die in Wahrheit ein Beitritt war, war mit Sicherheit überstürzt. Der Ostbürger hat eigentlich nur eines gesehen: Ich kriege ein anderes Auto, ich kriege einen Fernseher – juhu. Aber dass er sich letztendlich in der Zukunft existenziell sehr schaden wird, hat er gar nicht gesehen. Konnte er auch nicht. Da muss man Volkswirtschaft studiert haben, um einen Überblick zu behalten.

Hans-Joachim Stephan, 59 Jahre, kommt ursprünglich aus Westfalen. Seit 2006 führt er das private DDR-Museum in Radebeul.

GRENZ-Erfahrungen

Die große Geschichte wird stets aus vielen kleinen Geschichten geschrieben – wie ein Puzzle. Elf Menschen über die DDR und was davon übrig blieb

Protokolle und Fotos: Nicole Rieß und Margit Hufnagel

„Verpackung ist nicht alles“

Der Gedanke, mein ganzes Leben in der DDR zu verbringen, war unvorstellbar. Ich wusste, ich würde mich dort nie so bewegen können, wie ich möchte. Deshalb habe ich 1985 einen Ausreiseantrag gestellt. Die Stasi hat mich dann so unter Druck gesetzt, dass ich doch wieder ins Grübeln gekommen bin. Wegen meines Sohnes, wegen meiner Eltern. Aber der Antrag lief weiter, und ich habe alles versucht, um aus der DDR rauszukommen. Ich fühlte mich total hilflos. Im September 1989 hat meine Cousine aus Überlingen geheiratet. Ich war eingeladen, habe einen Antrag gestellt, und der wurde tatsächlich genehmigt. Ich bekomme jetzt noch Gänsehaut, wenn ich daran denke. Ich war endlich da, wo ich hinwollte! Aber ich durfte weder meinen Sohn noch meinen Mann (wir hatten 1988 geheiratet) mitnehmen. Sie wollten versuchen, einen anderen Weg zu finden. In Konstanz habe ich mich von einem Arzt krankschreiben lassen, um Zeit zu gewinnen. Bei einem Telefonat mit meinem Mann stellte sich später heraus, dass aus dem Fluchtplan nichts wird. Ich bin also wieder nach Halle gefahren.

Wir haben mitbekommen, dass sich im Land was bewegt. Und wir haben wieder einen Plan gemacht. Unsere Hochzeitsreise ging 1988 nach Prag, jetzt, im Oktober 1989, wollten wir dort wieder hin. Das war die offizielle Version. Natürlich haben wir gehofft, in die deutsche Botschaft zu kommen und von dort in den Westen. Wir sind mit dem Gedanken abgereist, dass wir nicht wiederkommen. Ich habe sogar Schulsachen für meinen Sohn mitgenommen, weil ich dachte: Falls

wir monatelang in der Botschaft warten müssen, muss das Kind ja was lernen. Ihm konnten wir aus Sicherheitsgründen nichts verraten, auch unseren Familien nicht. Wir sind bis nach Bad Schandau gekommen, bis zur tschechischen Grenze. Man wusste: Alle in dem Zug haben das gleiche Ziel, auch wenn niemand was gesagt hat. Die ersten beiden Kontrollen gingen gut, bei der dritten hieß es: Bitte steigen Sie aus dem Zug! Mein Mann und ich wurden getrennt, aber mein Sohn blieb bei mir. Dann begann das Warten. Es dauerte Stunden, bis wir befragt wurden. Ich sollte zugeben, dass wir in den Westen wollen. Aber ich bin bei unserer Geschichte geblieben. Weit nach Mitternacht wurden wir in einen Zug nach Dresden gesetzt. Zu Hause haben wir gehört: Es war der Tag, an dem alle aus der Botschaft raus durften... Am 9. November saßen wir vor dem Fernseher. Ich konnte es nicht glauben. So kamen wir schließlich doch noch in den Westen. Mein Mann hat in Konstanz eine Anstellung als Friseur gefunden, ich als Hebamme. Zwei, drei Jahre war das schön, aber dann haben wir angefangen, unsere Freunde zu vermissen, unsere Wurzeln. Der Grund, weshalb wir gegangen waren, der war ja weg. Mich hat auch gestört, dass ich immer wieder gefragt wurde: Bist du nicht froh, dass du endlich mal eine Banane essen kannst? Leute, es ging uns gut, aber es hat etwas gefehlt – und das waren bestimmt nicht die Bananen!

Petra Chluppka, 51, Hebamme aus Halle, war in der DDR unzufrieden.

Der „Super-Ossi“ ist ein Wessi: Hans-Joachim Stephan ist Westfale, doch sein Herz schlägt für die DDR. Deren Untergang ist aus seiner Sicht die Schuld des Westens – speziell der Amerikaner.



Links: Petra Chluppka wollte immer weg aus der DDR. Im Westen hielt es sie dann aber doch nicht lange. Heute lebt sie wieder in Halle.

Unten: Martin Wendl in seinem Auktionshaus. Er ist schon kurz nach dem Mauerfall zurück nach Thüringen gezogen – aus Sehnsucht nach der Heimat.

„Die DDR brauchte Devisen“

Ich hatte zu DDR-Zeiten mit meiner damaligen Frau einen kleinen Antiquitätenladen in Rudolstadt. Damals – wir haben 1973 eröffnet – war die Nostalgiewelle fast am Überschwappen, man brauchte nur einen rostigen Nagel hochhalten, der war verkauft. Das hat natürlich auch die DDR-Führung gewusst. Irgendwann hat der Stasi-Mann Alexander Schalck-Golodkowski erkannt, dass man Antiquitäten ganz gut in den Westen verkaufen und bei privaten Sammlern und Händlern zugreifen kann. Das ging natürlich nicht so einfach, deshalb haben sie einen Trick angewandt: Sie haben uns kriminelle Machenschaften unterstellt. Alle Antiquitäten, die wir besaßen, wurden in einer Inventur geschätzt, die festgesetzten Werte waren völlig willkürlich und viel zu hoch. Auf diese Summen hätten wir 90 Prozent Steuern zahlen sollen plus Strafzahlung. Es hieß

schließlich: Entweder Sie zahlen eine halbe Million oder wir verwerten Ihre Gegenstände an Zahlung statt. Mein Glück war, dass ich viele Sympathien hier in Rudolstadt hatte. Unter anderem hatten wir das Finanzamt auf unserer Seite, das ja wusste, dass unsere Steuerabgaben immer korrekt waren. Wir haben einen Rechtsanwalt gefunden, der sich im Steuerrecht sehr gut auskannte. Dieser Rechtsanwalt hat Einspruch eingelegt. Drei Tage vor Ablauf der Frist haben mir die Behörden mitgeteilt, dass der Einspruch abgewiesen wird. Dazu kam, dass ich eine Abweisungsgebühr von 35 000 Mark zahlen sollte. Das konnte ich nur abwenden, indem ich den Einspruch zurückzog. Ich hatte Gott sei Dank meine Honorare aus Bücher-Verkäufen, meine Mutter hat ihr Haus verkauft, und Freunde haben uns Geld geborgt. Dadurch habe ich die halbe Million fast zusammengekratzt, um wenigstens einen Teil unserer Sammlung zu retten. Dann sind wir in die Höhle des Löwen gefahren nach Berlin. Wir haben gepokert: Wir haben den Leuten dort angeboten, aus unserer Sammlung heraus Stücke zu kaufen – zu den von ihnen angesetzten Schätzwerten. Unser Plan ging auf: Einer holte ein Köfchen raus und da waren, wie Ziegelsteine, eingeschweißt in Folie, die gebündelten Ostmarkscheine. Mit diesen Ziegeln bin ich zur Sparkasse gegangen und damit war die Sache bezahlt. Aber uns war auch klar, dass wir unter diesen Bedingungen nicht in der DDR bleiben konnten. Am 30. Mai 1989 sind wir in den Westen gezogen.

Martin Wendl, 71 Jahre, Auktionator aus Rudolstadt. Er wurde wie viele andere Kunstsammler quasi enteignet.



70 Flucht-Tunnel wurden unter der Berliner Mauer gegraben.

„Wir waren wie eine große Familie“

In Hof herrschte Ende 1989 Ausnahmezustand. Am 12. November wurde bei uns ein Grenzübergang auf der B173 von Plauen nach Hof wiedergeöffnet. Es setzte eine regelrechte Völkerwanderung vorerst von Ost nach West ein. Ich und mein Sparkasenteam haben zwölf Tage lang nonstop auch an den Wochenenden jeweils acht Stunden Begrüßungsgeld für die DDR-Bürger ausbezahlt. 4720 konnten bereits an diesem Sonntag ihre 100 Mark in Empfang nehmen. Später hat der Freistaat Bayern dann noch 40 Mark pro Einreisendem draufgelegt. Im Durchschnitt waren es allein bei der Hauptgeschäftsstelle der Hofer Sparkasse 2200 Auszahlungen pro Tag. Bis Ende Dezember wurde das Begrüßungsgeld gezahlt – an allen Zahlstellen der Stadt Hof und der Sparkasse, der Banken und den Postämtern waren das mehr als 91 Millionen Mark! Die Auszahlungen liefen quasi nebenbei, unsere eigentliche Arbeit mussten wir ja auch erledigen. Aber dafür haben wir dann abends gern Überstunden gemacht. Hertha hat vor und nach der Arbeit und in ihrer Mittagspause im Kirchengemeindehaus

Kaffee ausgetrennt und Essen verteilt. Die Menschen waren so glücklich – sie hatten nie geglaubt, dass sie jemals in den Westen reisen dürften. Die meisten Leute haben das Begrüßungsgeld gleich in der Stadt ausgegeben – vor allem für exotisches Obst. Plötzlich gab es in Hof überall Obstläden! Die Fußgängerzone war immer voll. Hof hatte 50 000 Einwohner, an manchen Tagen kamen 90 000 Gäste dazu. Es gab kilometerlange Autostaus, die Ärzte haben schon Alarm geschlagen wegen der Trabi-Abgase. Der Handel in Hof und Umgebung hat 1989 und 1990 seine besten Zeiten erlebt. Für andere Unternehmen war es danach nicht leicht, weil viele Fördergelder in den Osten gingen und neue Betriebe meist dort angesiedelt wurden. Als die Grenze in beiden Richtungen auf war, war klar, dass es zur Wiedervereinigung kommt. Wir haben noch nie so viele Menschen weinen sehen. Auch Hertha hat geweint, als wir zum ersten Mal in den Osten gefahren sind.

Eberhard, 60, und **Hertha Küfner**, 63, aus Haidt, dem letzten Dorf vor der früheren Grenze

Hertha und Eberhard Küfner haben deutsch-deutsche Geschichte aus nächster Nähe erlebt. Früher endete die Straße hier, heute führt sie nahtlos in den Osten. Nur an der Farbe des Asphalts sieht man noch, wo einst die Grenze war.



„Ich hatte Angst vor dem Westen“

Zur Wende war ich erst 14, aber auch für mich war damals offensichtlich, dass etwas in Bewegung kommt, was nicht so schnell wieder einzufließen ist. Als so viele Menschen über Ungarn und Prag geflohen sind, war das etwas ganz Neues. Dass man aus diesem Land rauskommt, das gab es in meiner Vorstellung nicht. Ich war erstaunt und neugierig. Ich hatte vorher nie so ein Gefühl der Unzufriedenheit. Als Kind wächst man ja in diese Erwachsenenwelt hinein, die man erst mal für selbstverständlich hält. Natürlich habe ich mitbekommen, dass meine Eltern und Großeltern auf den Staat geschimpft haben, weil es im Westen viel mehr gab als hier. Natürlich hatte ich auch Sehnsuchtsbilder gen Westen. Aber auf der anderen Seite war für mich auch die Taiga ein ganz großer Sehnsuchtsort. Ein paar Dinge fand ich aber immer komisch in der DDR – zum Beispiel, dass man zu den Pionieren gehen musste. Natürlich war es selbstverständlich, dass man hinging. Dass man eine weiße Bluse anziehen

musste und ein Halstuch, damit habe ich mich immer total geschämt. Auch die 1.-Mai-Demonstrationen waren mir peinlich. Insofern gab es so etwas wie eine seltsame Distanzierung. Das war auch später bei der FDJ so. Ich fand das alles immer ein bisschen lächerlich. Die Parolen, die Aufmärsche, die Reden der alten Männer, das hatte alles ja überhaupt nichts, was einen mitreißt. Als wir das Begrüßungsgeld abgeholt haben, war das mein erstes Mal im Westen. Ich fand das superpeinlich. Ich hatte das Gefühl, alle gafften mich an. Ich hatte auch lange Zeit in den 90er-Jahren Angst vor dem Westen, das gebe ich zu. Ich bin sonstwohin gefahren in die Welt, aber mir wäre es nicht eingefallen, nach Köln zu fahren. Da hätte ich immer das Gefühl gehabt, mich rechtfertigen zu müssen. Deshalb kam es für mich auch nicht in Frage, zum Studieren oder Arbeiten in den Westen zu gehen. Das hätte ich mich nicht getraut.

Tina Pruschmann, 39, Texterin, Leipzig

Rechts: **Tina Pruschmann** hatte lange das Gefühl, die Menschen im Osten seien unterlegen. Das ist heute anders. Ihr Freund kommt aus dem Westen. Tina findet aber, er sei kein „typischer Wessi“.

Unten: Journalist **Birger Zentner** wurde von den Ereignissen im Herbst 1989 mitgerissen. Seine Berichterstattung war anfangs verklemmte, gibt er zu.



„Unser Journalismus war schizophren“

Im November 1989 war ich Leiter der Stadtdirektion der Leipziger Volkszeitung. Wir sind damals alle von den Ereignissen mitgerissen worden, keiner von uns wusste, wo das alles hingehet. Über die Demonstrationen in Leipzig haben wir als Volkszeitung zuerst gar nicht berichtet. Es gab einen einzigen Artikel des damaligen Chefredakteurs, der zum Ausbruch bringen sollte: Ist doch alles Klasse im Sozialismus, es gibt keinen Grund, auf die Straße zu gehen. Am 9. Oktober war ich in der Nikolaikirche beim Friedensgebet. Ich wollte einfach hören, was die sagen. Ich habe dort keinen Rowdy gesehen, auch keinen mit einem Messer zwischen den Zähnen. Ich habe dort sehr ruhige, besonnene, kluge Leute gesehen. Ich war dann bei fast allen Montagsdemonstrationen als Berichterstatter dabei. Am Anfang war das sehr verklemmte, weil wir immer noch im Hinterkopf hatten: Der Sozialismus ist gut, wir müssen den nur verändern. Unser DDR-Journalismus war ja schizophren. Grundhaltung war: Wer kritisiert, bringt die Leute gegen Staat und Partei auf und damit wird auch aus einer kleinen Kritik eine Systemkritik. Mir fällt da ein Paradebeispiel aus den frühen 80er-Jahren ein. Es gab in der DDR eine Arbeiter- und Bauerninspektion. Mit der bin ich durch verschiedene Kaufhallen gezogen, um zu sehen, was das Angebot ist. Wir haben verschiedenste Dinge festgestellt – von überlagerten Lebensmitteln im Regal bis zu Bananen und Orangen im Lager, die unterm Ladentisch verkauft wurden an „gute Kunden“. Das habe ich aufgearbeitet. Der zweite Sekretär der SED-Kreisleitung

Leipzig-Land schnauzte mich an: Du wiegelst das Volk gegen die Partei auf. Dadurch hat man die Schere schon im Kopf, das ist einfach so. Das hatte gar nichts mit der eigenen Einstellung zum Staat zu tun. Ich bin in dem Staat aufgewachsen, ich bin 1954 geboren, da existierte die DDR fünf Jahre. Ich bin in der DDR zur Schule gegangen, ich bin bei den Pionieren gewesen, ich bin bei der FDJ gewesen, ich habe in der DDR Abitur gemacht, ich habe dort studiert und gearbeitet. Und ich habe nie ein Problem gehabt. Nach 1990 haben viele Kollegen auch aus dem Westen gefragt: Wie hast du das ausgehalten? Da konnte ich nur mit den Schultern zucken. Nach 1990 wurde meine Eignung als Journalist durchaus infrage gestellt. Aber durch diesen rasanten Übergang blieb nicht nur uns wenig Zeit zum Nachdenken, sondern auch anderen. Ich musste mich mit Leuten auseinandersetzen, die mir vorgeworfen haben: Du warst systemtreu und jetzt bist du Demokrat? Man muss mir zubilligen, dass ich lernfähig bin. Viele andere, die mich kritisiert haben, waren auch nicht unbedingt Revolutionäre. Ich war bereit, mich dem zu stellen. Viele Themen waren neu für uns: Was steckt zum Beispiel hinter kommunaler Selbstverwaltung? Ich musste begreifen, dass die Presse die vierte Gewalt in der Gesellschaft ist. Es gab in der DDR ja nur eine Gewalt, und das war die Partei. Alle anderen waren Helfer.

Birger Zentner, 60 Jahre, leitet die Lokalredaktion Weißenfels der Mitteldeutschen Zeitung, die von der Kölner Dumont-Gruppe gekauft worden ist.



Christina Mende hat die Zeit des Umbruchs in guter Erinnerung, beruflich wie auch privat.

„Die Mauer war halt da“

Ich war damals 14, mein Schwager und meine Schwester haben mich mit auf Kirchweih genommen. Da bin ich das erste Mal durch Mödlareuth gefahren und habe gesehen, dass da eine Grenze ist. Stacheldraht, Panzersperren, Soldaten standen dort, einer hatte einen Hund an der Leine. Ich habe zu meiner Schwester gesagt: Die armen Leute! Und fünf Jahre später bin ich selbst hierher gezogen. Ich habe meinen Mann auf einer Tanzveranstaltung kennengelernt. Als ich ihn gefragt habe, wo er herkommt, hat er gesagt: ein Dorf, zwei Welten. Früher war Mödlareuth ein richtiges Dorf. Die Kinder sind zusammen in die Schule gegangen, alle zusammen in die Kirche. Und dann, auf einmal, zack, durften sie nicht mehr so, wie sie wollten. Aber man gewöhnt sich daran. Die Mauer war halt da und man hat seine Arbeit gemacht. Ich konnte hinüberwinken – denen im Osten war das

verboten. Wir sind auch immer mal wieder in die DDR gefahren. Spontan ging das allerdings nicht, wir mussten ein Visum beantragen. Und da Mödlareuth-Ost im Sperrgebiet lag, mussten wir uns in einem anderen Ort treffen. Angst hatte ich in Mödlareuth trotz der Teilung nie. Die Volkspolizei auf DDR-Seite, der Bundesgrenzschutz, die Amerikaner und der Zoll: Vierfach sind wir bewacht worden. Wir mussten nicht zusperrern, es hat niemand was geklaut. Dass dann die Mauer fiel, war ein großer Segen. Am 7. Dezember 1989 haben sie ein Tor in die Mauer gemacht, wir sind sofort nach drüben. Mein Mann sagt immer, die, die sich die Mauer wieder wünschen, das sind alles Dummköpfe.

Karin Mergner, 67 Jahre, Bäuerin aus Mödlareuth. Das 50-Einwohner-Dorf war über Jahrzehnte durch die Mauer geteilt.



Karin Mergner hatte die Mauer in Sichtweite, ihr Heimatort Mödlareuth war geteilt. BILD: CHRISTIAN HILL/ZDF

„Wir haben vieles hingenommen“

Ich wollte schon immer Lehrerin werden. Als Anfang der 70er-Jahre in der DDR Lehrer gesucht wurden, habe ich die Gelegenheit genutzt. Ich habe in Leipzig Deutsch und Geschichte studiert. Marxismus-Leninismus war eine Pflichtveranstaltung, die Geschichte der Sowjetunion nahm einen sehr breiten Raum ein – im Unterricht haben wir später davon viel weniger gebraucht. Gefallen haben uns viele Inhalte nicht, aber wir haben es hingenommen. Wenn ich zurückdenke, frage ich mich manchmal: Was haben wir den Schülern nur erzählt? Bei einer Klassenfahrt nach Berlin hat ein Schüler gefragt: Warum steht hier die Mauer? Warum dürfen wir nicht durchs Brandenburger Tor gehen? Da habe ich ihm das erzählt, was in den Büchern stand. Das war schon merkwürdig, weil sich Zweifel an der offiziellen Geschichtsschreibung aufbauten. Die Wende-Zeit war toll, es herrschte Umbruch-Stimmung. Manches lief zwar nicht so gut, aber das ist in so einer Zeit auch verständlich. Vielen älteren Kollegen fiel die Umstellung schwerer. Bis 1992 das neue Schulsystem kam, haben wir praktisch in einem Lehrplanfreien Raum unterrichtet. Gerade in der Geschichte mussten wir viel Neues lernen. Nur anwenden können wir das leider oft nicht mehr. Es ist in Sachsen nämlich so, dass Schüler nach der neunten Klasse wählen können, ob sie Geschichte oder Geografie weitermachen wollen. Ab der neunten Klasse haben also viele Schüler keinen Geschichtsunterricht mehr. Die Lehrpläne wurden derart verändert, dass zu wenig Zeit für die Behandlung der Geschichte der Friedlichen Revolution verbleibt. Das sehe ich kritisch.

Christina Mende, 61, Lehrerin aus Eckartsberg.



136 Tote wurden an der Berliner Mauer von 1961 bis 1989 gezählt.



Zwei Halbe

George Bush hat das 50-Einwohner-Dorf einmal als „Little Berlin“ bezeichnet: Mitten durch Mödlareuth führte die Mauer. Heute sind die Wachtürme von früher Mahnmal und Erinnerungsort



Mödlareuth wird das geteilte Dorf genannt. Noch heute steht der Grenzposten mit dem Hoheitszeichen der Deutschen Demokratischen Republik mitten im Ort. Wo andernorts die Überreste der DDR sofort entfernt wurden, dienen sie hier als Mahnung.

BILD: MARGIT HUFNAGEL

VON MARGIT HUFNAGEL

Noch einmal unter das Leichtenuch des dahingesiechten Staates spitzen. Das anfasen, was andernorts längst begraben und vom hier und jetzt verdrängt ist. Nachfühlen wie es wohl war, als Deutschland geteilt und grimmig blickende Polizeiposten die Grenze sicherten. Die Jungen staunen, die Alten weinen. Eine Familie fotografiert sich gegenseitig vor dem leicht angeschlagenen Grenzposten, der wie ein Mahnmal direkt am Tannbach in den grauen Himmel ragt und für sie doch nicht mehr als das Requisit einer vergangenen Zeit sein kann. „Deutsche Demokratische Republik“ steht auf dem Hoheitszeichen, darüber prangen Hammer und Sichel. „Little Berlin“ nannte Georg Bush Senior das Dorf einmal, das war 1983, Bush gerade US-Vizepräsident und an Wiedervereinigung glaubte damals niemand. Auch nicht die knapp 50 Einwohner des Orts hier im fränkisch-thüringischen Niemandsland, dem früheren Zonenrandgebiet. Ein großer Parkplatz empfängt die Besucher, 65 000 bis 70 000 sind es pro Jahr. Sie alle wollen bestaunen was war: Mödlareuth, das geteilte Dorf, es ist längst eine Berühmtheit, ein Symbol.

40 Jahre war es durchtrennt, die Schneise des Unrechtsregimes führte mitten durch die Dorfgemeinschaft. Erst ließ die DDR einen Bretterzaun errichten, dann einen Zaun aus Stacheldraht. Schließlich folgte der Bau einer Mauer – 700 Meter lang und 3,40 Meter hoch. Hunderte Bäume hat die SED abholzen lassen, weil sie das Schussfeld der Grenzsoldaten hätten stören können. Bauern, die noch im Frühjahr 1961 ihre Felder bestellt hatten, konnten im Herbst die Ernte nicht mehr einfahren. Familien wurden durch die Demarkationslinie auseinandergerissen. Besonders tragisch traf das die Gebrüder Goller. Max Goller lebte im Westen, sein Bruder Kurt im Osten. Beide sind mittlerweile tot, doch ihre Geschichte kennt

hier jeder. Kurt Goller war Rentner und erhielt bisweilen eine Reisegenehmigung. Dann kam er über Schleiz, Plauen, Gutenfürst, Hof – also einen Umweg von 80 Kilometern – auf die andere Seite des Dorfes. Der direkte Weg wäre 80 Meter gewesen. Max konnte Kurt und sein Elternhaus 37 Jahre nicht besuchen. Er erhielt keine Einreiseerlaubnis für den Ostteil, der sich im Grenzgebiet befand.

Ein Freilichtmuseum konserviert diese alte Zeit mit frisch geweißelten Wachtürmen und Miniatur-Trabbs am Kiosk. Schon früher, als es die DDR noch gab, kamen die Schaulustigen. Für die Touristenbusse wurde eigens die Straße ausgebaut, damit die bis an Beton und Stacheldraht heranfahren konnten. Von beidem gibt es nur noch Überreste. Dort, wo einst die Wachhunde ihr Revier hatten, lebt heute eine Schar weißer Gänse. Jedes Mal wenn sich Touristen ihrer Wiese nähern, reagieren sie mit wütendem Geschnatter. Als um halb zwölf der Bäckerwagen mit lautem Hupen in der Ortsmitte hält, kommt ein Mann mit einem Korb unter dem Arm angelaufen. Mit thüringischem Dialekt bestellt er Brot und Kuchen. Ob man ihn fragen dürfe, wie es sich hier so lebt? Er schüttelt den Kopf, sein Schritt wird schneller, er habe nichts zu sagen, meint er und zieht die Tür ins Schloss. Zu oft haben die Mödlareuther ihre Geschichte schon erzählen müssen, immer die gleichen Fragen, immer die gleichen Antworten. Aus den USA und den Niederlanden kommen die Kamerateams, kürzlich waren Südkoreaner zu Gast, die wissen wollten, wie das so lief mit der Wiedervereinigung und welche Fehler man besser vermeiden sollte. Man kann ja nie wissen. Die Ost-Mödlareuther sind noch mehr genervt als die West-Mödlareuther. Die waren das längst gewohnt. Doch während man die Wessis nur bestaunte, mussten die Ossis erfahren, dass ihr ganzes Leben infrage gestellt wurde. Aus Furcht, den SED-Staat weichzuspielen, seien Fehler bei der Gedenkarbeit gemacht worden, sagt Museumsleiter Robert Le-



Ehe die Mauer kam, trennte ein Zaun die Mödlareuther.

BILD: MEDIATHEK DES DEUTSCH-DEUTSCHEN MUSEUM MÖDLAREUTH



Die Menschen aus Mödlareuth hatten die Mauer vor Augen.

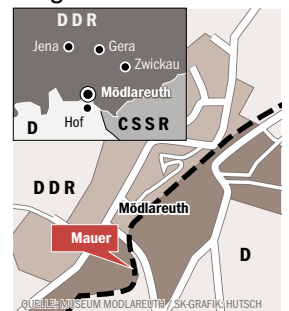


Ein Wachturm in Mödlareuth.

begern. Der mangelnde Respekt vor DDR-Biografien stößt noch heute vielen Bewohnern auf. So mancher Besucher vermutete zudem, dass hier, in der Sperrzone, doch sicher die 150-Prozentigen, die Stasi-Treuen leben müssten. Da wurde es den Bauern zuviel.

Eine der wenigen, die noch Geduld aufbringt mit den Neugierigen, ist Karin Mergner. Mit ihrem Mann betreibt sie einen Bauernhof auf der fränkischen Seite Mödlareuths, im Stall malmen die Kühe gemächlich ihr Heu. Eine Zeitung hat sie mal als die „Pressesprecherin“ des Dorfes bezeichnet, da musste sie lachen. „Mein Mann hat gesagt, ich soll weitermachen und unsere Geschichte erzählen“, sagt sie. „Es ist doch wichtig.“ Niemand soll vergessen, wie schwierig diese Jahre waren: Ein Kaff mit zwei Postleitzahlen, zwei Dorfteilen, zwei Autokennzeichen, zwei Schulen – das versteht nur, wer die Geschichten hinter der Geschichte kennt. Karin Mergner weiß, wie komisch ihr Dorf auf Fremde wirken muss. Als sie in den 60er-Jahren das erste Mal durch Mödlareuth fuhr, hat sie sich selbst gefragt, wie Menschen so leben können. Als sie dann einen Mann kennenlernte und der ausgerechnet in Mödlareuth lebte, hat sie trotzdem nicht geögert.

Das geteilte Dorf



An die Mauer hat sie sich einfach gewöhnt, wer genug Arbeit hat und keine Zeit zum Grübeln, dem ist der Pragmatismus näher als Ideologie. „Natürlich haben wir immer auf die Kommunisten geschimpft“, sagt Karin Mergner. Aber das hat man anderswo im Westen auch.

Das ganze Leben steht infrage

Eigentlich waren es ohnehin die Ost-Mödlareuther, die viel mehr unter der Mauer zu leiden hatten. Sie lebten im Sperrgebiet, dem sensibelsten Bereich der Grenzsicherung, unter ständiger Bewachung, selbst DDR-Bürger durften den Ortsteil nur mit Sondergenehmigung betreten. Es gab ein nächtliches Ausgeh-Verbot. Sogar rufen oder winken von Ost nach West war verboten.

Und heute? Mödlareuth ist zu einem Dorf zusammengewachsen – und auch wieder nicht. Schon im 19. Jahrhundert verlief hier die Grenze zwischen dem Königreich Bayern und dem Fürstentum Reuß. So etwas prägt. Heute sind es die feinen Unterschiede zwischen Thüringen und Bayern, die den Jahreskalendar bestimmen. Verschieben wollen die Mödlareuther diese Grenze nicht. Warum auch? Letztlich sind sie ohnehin alle in erster Linie Mödlareuther – hüben wie drüben.

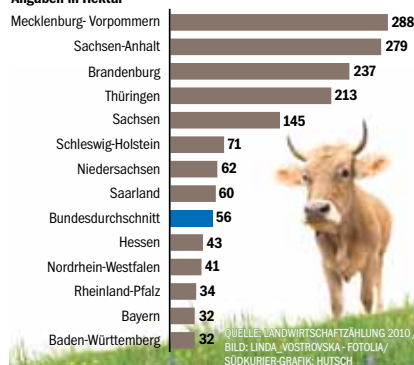


Warum die Banane Geschichtes schrieb: „Wie verdoppelt man den Wert des Trabis?“

Indem man ihn volltankt. Und wie vervierfacht man ihn? Eine Banane auf den Rücksitz legen!“ Im Internet finden sich immer noch Witze, die auf den Bananenhunger der DDR-Bürger anspielen. Tatsächlich war die Südfrucht jahrzehntelang im Osten Mangelware, in der Wendezeit wurde sie dann zum Symbol. Als nach der Grenzöffnung Trabis in den Westen tuckerten, reichten Westbürger auch Bananen durch die Autofenster. Bei der Besetzung von Stasi-Zentralen 1989 und 1990 skandierten die DDR-Bürger nicht nur „Wir sind das Volk“ oder „Wir sind ein Volk“. Eine weitere Parole lautete auch: „Es geht nicht um Bananen, es geht um die Würst!“

Größe von Agrarbetrieben

Angaben in Hektar



Wo der Osten heute noch sichtbar wird:

Wer heute durch den Osten Deutschlands fährt, dem stechen die riesigen Ackerflächen ins Auge: Die Agrarbetriebe in Ostdeutschland bewirtschaften im Durchschnitt Flächen von deutlich über 200 Hektar, in Baden-Württemberg sind es nur 33,5 Hektar. Die Größenunterschiede hängen mit den Ereignissen vor der Wende zusammen. 1946 wurden alle Großgrundbesitzer, die über 100 Hektar Ackerfläche besaßen, in der damaligen sowjetisch besetzten Zone enteignet. Das Land wurde überwiegend an sogenannte „Neubauern“ (hauptsächlich ehemalige Landarbeiter und Flüchtlinge) verteilt. Zu DDR-Zeiten wurden in den 50er- und 60er-Jahren per Zwang Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften (LPG) gegründet – nach sowjetischem Vorbild. Nach der Wende entstanden daraus meist große Agrar-genossenschaften mit viel Land.



„Einmal hat mich jemand als Zonenwachtel beschimpft. Da war ich gar nicht so glücklich.“

Angela Merkel, Bundeskanzlerin, über ihre ersten Erfahrungen mit Westdeutschen nach dem Fall der Mauer

302 Beobachtungstürme wurden bis 1989 im Berliner Grenzstreifen errichtet.

„Wir können stolz sein“

Erst war er Bürgerrechtler, dann Innenminister von Sachsen. In seinem Haus in Oybin erklärt Heinz Eggert, warum der Erfolg der Deutschen Einheit mehr ist als ein Zahlenspiel

Herr Eggert, gibt es „den Osten“ noch oder verschwimmen die Unterschiede?

Eine Frau aus Dresden hat mir kürzlich erzählt, sie habe ihre Verwandten in Oberhausen besucht und zu ihnen gesagt: Bei euch sieht es ja aus wie bei uns früher im Osten. Durch den Aufbau Ost ist hier eine ganze Menge Geld reingeflossen, sodass auch die Altbausubstanz erhalten werden konnte. Deshalb sehen unsere Städte manchmal ein wenig lieblicher aus als die des Westens. Auch, weil bei uns nicht die Bausünden der 70er-Jahre gemacht wurden. Wir haben behutsamer wieder aufbauen können. Ich glaube, das macht die Landschaft des Ostens aus. Aber das ist eine Fassade, die noch nicht einmal im Osten erarbeitet worden ist, das muss man ganz deutlich sagen. Hinter dieser Fassade stecken auch 25 Jahre Probleme, die den Unterschied machen. Viele haben gedacht, wenn die Einheit kommt, kannst du endlich mal das Geld verdienen, das dir zusteht und dir kaufen, was du willst. Und dann gingen die Betriebe kaputt – sehr schnell. Zwar denke ich mit großer Dankbarkeit daran, dass 1989 Gott sei Dank kein Blut vergossen worden ist in diesen ausgesprochen schwierigen Zeiten. Aber die Leute im Osten haben mit dieser deutschen Einheit eine riesige Umstellungsleistung bringen müssen, weil sich von heute auf morgen alles verändert hat. Formulare, Versicherungen, Arbeitsplatz, Krankenkasse und vieles mehr. Das prägt.

Würden Sie sagen, 25 Jahren nach dem Mauerfall ist die Einheit vollendet?

Was soll denn vollendet sein? Wenn Sie in Norddeutschland sind, auf westlicher Seite, und dort mit den Leuten in den Kleinstädten sprechen, dann sagen die Ihnen: Wir sind das schon seit Jahrzehnten gewohnt, dass unsere Kinder in den Süden ziehen, weil sie dort bessere Arbeitsbedingungen und Studienmöglichkeiten haben. Dass jemand, der im Kfz-Gewerbe arbeitet, eben nicht so viel verdient wie der, der in Stuttgart oder am Bodensee arbeitet. Wir werden bald kein Ost-West- sondern ein Nord-Süd-Gefälle haben.

Sind wir also zu pessimistisch?

Ob man die Einheit als glücklickt ansieht, hängt sicher auch mit den persönlichen Erwartungen zusammen. Ich war nicht für die deutsche Einheit, weil ich mir heute mehr leisten kann oder mehr kaufen kann. Ich war für die deutsche Einheit, damit Kinder in der Schule ihre politische Meinung sagen und trotzdem Abitur machen dürfen. Damit Leute, die politisch anders denken als der Staat, nicht einfach vom Geheimdienst abgeholt werden. Damit junge Leute, die etwas von der Welt sehen wollen, nicht erschossen werden an der Grenze. Damit es eine unabhängige Presse gibt, auch wenn die manchmal zum Kotzen ist. Demokratie ist nicht voll-

Ein Mann mit einem eigenen Kopf: Heinz Eggert in seinem Haus in Oybin. Der Ort liegt direkt an der tschechischen Grenze. Hier hat sich Eggert einst als Bürgerrechtler engagiert, ging später in die Politik, heute arbeitet er in einem Hospiz.

BILD: MARGIT HUFNAGEL

Während seiner Zeit als Pfarrer in Oybin und Zittau bot Heinz Eggert immer wieder Menschen Unterschlupf, die mit dem politischen System der DDR aneinandergeraten waren. In dieser Zeit waren bis

zu **67** Mitarbeiter der Stasi zur Bespitzelung auf ihn angesetzt.



Ein Bild aus dem Jahr 1992, aufgenommen in Dresden (Sachsen): Die damalige Bundesministerin für Frauen und Familie, Angela Merkel, und der Innenminister von Sachsen, Heinz Eggert, kandidieren beide für das Amt des stellvertretenden CDU-Vorsitzenden.

BILD: ZB



kommen, aber die Willkür des Staates ist aufgehoben. Für andere, die in der DDR relativ angepasst gelebt haben – denen will ich auch gar keinen Vorwurf machen, in einer Diktatur ist Anpassung oberstes Prinzip –, war es wichtig, ein neues Auto zu kaufen und die Wohnung schön einzurichten. Das sind nicht alle Blühtäume aufgegangen. Aber wenn Sie diese Leute ernsthaft fragen, ob sie die Zustände von früher zurückwollen, werden die ablehnen. Selbst Hartz IV-Empfänger – die es nicht einfach haben, wir haben hier eine ganze Menge in der Gegend – leben heute in einer Wohnung, die sie sich zu DDR-Zeiten nicht hätten leisten können. Wir alle genießen ein Gesundheitssystem, das wir zu DDR-Zeiten nicht hatten. Wir wohnen genau an der tschechisch-polnischen Grenze und ich habe den direkten Vergleich, was sich in diesen Ländern nach 25 Jahren getan hat und was bei uns. Die Leute können Gott auf die Knie danken, dass sie unter diesen Bedingungen leben. Bei allen Defiziten, die sich ergeben haben.

Trotzdem ist in Umfragen die Stimmung im Osten immer schlechter als im Westen.

Daran glaube ich nicht, ich kenne diese Umfragen. Die laufen so: Wie geht es Ihnen? Schlecht. Die Reichen werden immer reicher, die Armen immer ärmer. Und wie kommen Sie persönlich klar? Persönlich geht es mir gut. Ich denke, die Erwartungen waren 1989 sehr hoch – vielleicht sogar zu hoch. Die Ostdeutschen haben gedacht, das ist ja toll, jetzt kommt die D-Mark, alles andere bleibt wie's ist: Straßenbahn 20 Pfennig, Wohnung 30 Mark. Und die Westdeutschen haben gedacht, ist ja toll, da kommt was dazu und für uns ändert sich nichts.

Zumindest für die Westdeutschen hat sich diese Vorstellung doch auch erfüllt.

Abgesehen vom Geld. Aber ansonsten haben eigentlich die Ostdeutschen die Arbeit gemacht.

Hätte man weniger in schöne Fassaden und mehr in Menschen investieren müssen?

Die Anfangszeit der Wende war unglaublich rasant. Es war einfach nicht die Zeit, Diskussionen zu führen, die vielleicht notwendig gewesen wären. Es war wenig Zeit, den Leuten zu sagen, dass sie keine Minderwertigkeitskomplexe haben müssen, dass ihre Lebensleistung auch eine Lebensleistung bleibt, selbst wenn sie in einer Diktatur erbracht wurde und sich nicht auf dem Konto niedergeschlagen hat.

Hätte es geholfen, den wirtschaftlichen Umschwung abzubremser?

Helmut Kohl hat mir einmal erzählt,

dass er mit Gorbatschow zusammensaß und der ihm versichert habe, er würde die Außenhandelsbeziehungen zu ehemaligen DDR-Betrieben noch lange aufrechterhalten. Kohl sagte, dann hätten wir zwar auch zahlen müssen, aber wir hätten nicht den schnellen Zusammenbruch der Betriebe gehabt, sondern hätten langsam umstrukturieren können. Das war dann bald schon nicht mehr möglich, weil die Sowjetunion zusammengebrochen ist. Hinzu kam, dass die Leute im Osten selbst lieber die billigen Sachen aus dem West-Supermarkt gekauft haben als die Produkte aus der eigenen Region. Der Westen hat nach 1945 auch nur durch das Geld der Amerikaner einen relativ schnellen wirtschaftlichen Aufschwung geschafft. Die demokratische Entwicklung, die soziale Diskurs, die kam erst in den 60er-, 70er-Jahren. Und wenn Sie bedenken, dass dieser Landstrich hier seit 1933 bis 1989 keine demokratische Phase hatte, kann man eigentlich nur mit ganz großem Stolz sagen, dass die Aufholphase gut gelingt.

Gibt es noch diesen ostdeutschen Zusammenhalt, der immer beschworen wird?

Auf den Dörfern hält man heute noch so zusammen wie früher. Wenn ich komme, trinke ich mit dem Nachbarn ein Bier und das war schon zu Ministerzeiten so. In Großstädten ist es manchmal ein wenig schwieriger. Es kommt darauf an, wo man wohnt, wie lange man in einem Haus lebt. Aber dass in der DDR der Zusammenhalt größer gewesen wäre, stimmt ohnehin nur teilweise. Es gab eine ungeheure Wärme unter Freunden, die genauso dachten wie man selbst, mit denen man reden konnte. Das war diese Wärme der Bürgerbewegung, die wir uns gegenseitig gegeben haben. Die andere Wärme, die es gab, war eine Wärme der Not. Man saß halt zusammen, der eine hatte Möglichkeiten, Autoreifen zu besorgen und der andere hatte dieses oder jenes. Es war nicht wärmer in der DDR. Wer das behauptet, der behauptet etwas Falsches.

Wie hoch schätzen Sie den Anteil der Bürgerbewegung am politischen Umbruch ein? Helmut Kohl sieht die Ursachen vor allem im wirtschaftlichen Zusammenbruch.

Die Bürgerbewegung hat eines geleistet, was man ihr nie absprechen kann: Sie hat mit ungeheurer großem Mut die Dinge angesprochen, als es für den Einzelnen noch sehr gefährlich war. Sie hat die Menschen dazu gebracht, dass sie das verloren haben, was eine Diktatur zu ihrem Bestand braucht: Angst. Man kann von Helmut Kohl halten, was man will. Aber er war in dieser Situation der richtige Mann. Kohl wusste, dass Gor-

batschow wirtschaftlich am Ende war. Die Sowjets hatten einen Hungerwinter erlebt, und Kohl war der Garant, dass Gorbatschow Geld von der Weltbank bekam. Das wusste Gorbatschow ganz genau. Unter anderem deshalb blieb es im Jahr 1989 friedlich. Wenn ein Deutscher von einem Russen erschossen worden wäre, hätte es kein Geld gegeben. Wenn ich überlege, was Oskar Lafontaine in dieser Zeit mit seinem Lafontaine bewirkt hätte. Und wenn ich daran denke, wir wären heute in der Hand eines Wladimir Putin...

Wäre die Revolution ohne Kirchen, ohne Pfarrer möglich gewesen?

Die Kirche war das schützende Dach. Wenn es das nicht gegeben hätte, wären die Leute auf der Straße abgegriffen oder in den Wohnungen wegen Zusammenrottung verhaftet worden. In der Kirche hat die DDR-Führung das selten gewagt. Deshalb kamen Leute zu uns, die nichts mit Kirche und Glauben am Hut hatten. Danach hat auch nie jemand gefragt. Entscheidend war dieses friedliche Nachdenken über die Zukunft.

Woher nehmen Menschen den Mut, sich in so einem autoritären System zu wehren?

Oft ist es so, dass man sich gar nicht für sich selbst einsetzt, sondern für andere. Außerdem gibt es immer Menschen, die ein ungeheures Gerechtigkeitsgefühl in sich tragen und sich irgendwann der Macht verweigern. Das ist übrigens das Erste, was man machen muss. Man muss sich der Macht verweigern. Das ist nicht einfach. Man muss wissen, dass man mit Widerstand keine Karriere macht. Man muss wissen, dass man damit kein Geld verdienen wird. Und dann trotzdem seinen Weg gehen. Wir haben die intelligentesten Friedhofsgärtner gehabt damals. Die bekamen nirgendwo Arbeit, also haben wir sie auf dem Friedhof eingestellt. Vor Kurzem kam eine junge Frau, sie war 26, auf mich zu: Eigentlich muss man Ihnen danken, dass Sie damals den Mut gehabt haben, ich lebe ja heute davon. Es geht mir gar nicht darum, dass uns zu danken ist. Aber was man nicht machen darf, ist, diesen Einigungsprozess nur unter ökonomischen Gesichtspunkten zu sehen. Wer das macht, der wird diesem ungeheuren Mut der Bürgerrechtler damals – ganz gleich, wo sie heute sind, in welchen Parteien sie sind, ob sie erfolgreich waren oder hinterher erfolglos – einfach nicht gerecht. Denn ihr Mut war das Eintrittsbillet für die Einheit.

FRAGEN: NICOLE RIESS UND MARGIT HUFNAGEL

Zur Person

Seine Gegner gaben ihm den Beinamen „Pfarrer Gnadenlos“. Heinz Eggert, 68, machte nie einen Hehl aus seiner Abneigung gegenüber jenen Menschen, die in der DDR als Stasi-Spitzel das SED-Regime stützten. Nach der Wende ging das einstige Stasi-Opfer als Landrat rigoros gegen alte Kader vor. Seine politische Karriere begann der Zittauer Pfarrer beim Neuen Forum. Politik sollte eigentlich nie sein Beruf werden, doch dann kam alles ganz anders. Die große Stunde von Eggert schlug im September 1991: Er wurde sächsischer Innenminister. Wenig später wurde er auf dem CDU-Bundesparteitag zu einem der Stellvertreter von Parteichef Helmut Kohl gewählt.

Im Osten viel Neues

Nicht alles ist gut im Osten Deutschlands – aber vieles ist besser als uns Pessimisten glauben machen möchten. Die Einheit wird gelingen

VON MARGIT HUFNAGEL

Zum Schluss der Reise begegnen sie einem doch noch. Ausgerechnet hier. In der Linken-Hochburg Gera. Zwei Männer, ganz offensichtlich aus der rechten Szene, einer trägt einen Kapuzenpulli mit dem Schriftzug einer Marke, die bei Neonazis äußerst beliebt ist. Als ob sie die Klischees, die die Westdeutschen gerne über den Osten des Landes in ihren Köpfen tragen, bestätigen wollten und dafür inmitten der Alt-Kommunisten den Quoten-Nazi geben. Beiden ist ihr Leben jenseits des Wohlstands ins Gesicht geschrieben. So wie es eben häufig die Niederlagen sind, die sich tiefer in die Mimik eingraben als es jede Stunde des Glücks je vermögen würde. Breitbeinig laufen die Männer in Richtung Innenstadt, dorthin, wo Investoren gleich drei klobige Einkaufszentren gepflanzt haben. Der Hunger nach Konsumgütern weckte in den Jahren nach der Wende so etwas wie Goldgräberstimmung bei findigen und weniger findigen Geschäftsleuten. Sie boten eine Warenvielfalt, die es in den staatlichen und genossenschaftlichen HO- und Konsumläden der größeren Städte nicht gab. 1989 waren die Ostdeutschen für Freiheit und politische Veränderung

„Selbst innerhalb von Westdeutschland gibt es große Unterschiede in den Regionen.“

Marcel Fratzscher, DIW-Chef, mahnt zu Geduld

gen auf die Straße gegangen – aber eben auch für Süßfrüchte und Markenklamotten. Für die Überreste der Vergangenheit war in dieser Stimmung kein Platz mehr, sie sind längst beseitigt. Optisch ist kein Unterschied mehr auszumachen zwischen Bayern und Thüringen, Niedersachsen und Sachsen-Anhalt. Überall die gleichen Kaufhausketten, überall die gleichen Szene-Restaurants. Wer heute noch auf den Spuren der DDR wandeln möchte, der braucht einen guten Reiseführer oder geht am besten gleich in ein Museum.

Ein älterer Mann packt zwei ferngesteuerte Autos aus und lässt sie zusammen mit seinem Enkel über die öde Fläche des Platzes der Republik in Gera flitzen. „Wer soll sich das denn alles leisten können?“, fragt er mit Blick auf die Shopping-Tempel. Er selbst ist längst Rentner, hat als Fernmeldetechniker den beruflichen Übergang im geeinten Deutschland recht reibungslos geschafft. Bekam eine Stelle bei der Telekom und die hatte gut zu tun mit der Wiedervereinigung: Jeder Haushalt wollte Telefon und Fernsehen und damit einen Anschluss an die neue Welt. Nicht allen ist das so gut gelungen. Bei 10 Prozent liegt die Arbeitslosenquote in der Stadt – der einzige Trost: die Tendenz ist zumindest leicht sinkend. Doch der Niedergang der Industrie nach dem Mauerfall ist auch 25 Jahre später noch nicht ausgeglichen. Wismut, Elektronik, Zeiss und Modedruck, sie alle wurden abgewickelt. Dabei waren sie es, die aus Gera zu DDR-Zeiten eine Großstadt gemacht hatten: 135 000 Einwohner zählte man 1989 – heute sind es noch nicht einmal mehr 100 000.

Das schlägt sich im Stadtbild nieder. Wer von der Stadtmitte in Richtung Stadtteil Bieblach-Ost fährt, wird von einer Wand aus Plattenbauten empfangen. Die meisten Wohnungen stehen

leer, das Graffiti an den Wänden sagt, dass dieser Zustand nicht erst seit gestern andauert. Bieblach-Ost, das sollte das moderne Gera sein, so wollte es die SED, hier hätte der „neue Mensch“ nach sozialistischem Vorbild entstehen sollen. Und hier wollten die Menschen auch leben, in modernen Wohnungen, in denen das warme Wasser aus dem Hahn an der Wand kam. Heute ist Bieblach-Ost ein Mahnmal der verpassten Chancen. Ein Mahnmal, wie es in vielen Städten der ehemaligen DDR noch heute zu finden ist: Es zeigt, dass es eben nicht reicht, in Hausfassaden zu investieren.

Nur die halbe Wahrheit

Es wäre ein Leichtes, an diesen Auswüchsen der architektonischen Hässlichkeit das Scheitern der Wiedervereinigung nachzuerzählen, die Euphorie der Wendejahre in düsteren Statistiken und Zahlen zu ertränken. Alle, die an den Aufschwung und die blühenden Landschaften glaubten, für ihre Naivität zu verhöhnen. Im Osten findet sich eben immer noch irgendwo ein Eckchen, an dem sich die Fehlleistungen der Wende beweisen lassen. Und doch ist es nur die halbe Wahrheit – und die ist inzwischen nicht weniger als eine Lüge.

Der Osten ist 25 Jahre nach dem Mauerfall nämlich vor allem eines: eine Region der Widersprüche, ein Landstrich in Bewegung. Hier das in seiner barocken Schönheit beeindruckende Dresden mit seinen Prachtbauten und teuren Boutiquen, dort das überalterte Zittau mit seinen Leerständen. Eine Stunde Autofahrt von den leer stehenden Platten in Gera liegt Leipzig, das längst in „Hypezig“ umgetauft worden ist. Das Kunstwort soll die Verliebtheit in das Lebensgefühl und die Anziehungskraft der Stadt beschreiben. Als „Disneyland des Unperfekten“ wurde sie von der FAZ einmal titulierte. Die Armuthauptstadt Deutschlands war Leipzig noch vor einigen Jahren – heute ist das Dortmund. Und auch den Mutlosen und Geschweherten stehen jene gegenüber, die mit viel Kraft ihr Leben in die Hand nehmen – als wäre es das Selbstverständlichste, nach dem nahtlosen Übergang von zwölf Jahren Nazi-Diktatur in 40 Jahre DDR-Obrigkeitsstaat in jene Demokratie und Marktwirtschaft geworden zu werden, die der Westbürger nach 45 mühsam lernen musste.

Schön allein reicht nicht

Manchmal geht der Riss sogar mitten durch eine Stadt: Halle ist so ein Beispiel, die Altstadt aufwendig saniert, schicke kleine Läden haben in den Gassen rund um den Marktplatz eröffnet, am Ufer der Saale sitzen die Jungen und Junggebliebenen im Sommer und trinken ihr Bier, Studenten lenken ihr Fahrrad über die Kopfsteinpflaster der Altstadt. Dabei war Halle eigentlich schon abgeschrieben, 80 000 Einwohner verließ die Stadt zwischen 1989 und 2005. Heute leben noch 231 440 Menschen in der Stadt. Abwanderung und Geburtenrückgang sind eine Folge des Transformationsprozesses nach der Wende und ohne jedes historische Beispiel. Doch irgendwann gelang die Wende und Halle wuchs wieder. Die Uni, die Nationale Akademie der Wissenschaften Leopoldina, ein attraktives Kulturangebot. Das sind Faktoren, die eine Stadt attraktiv machen und auf

die auch andere Orte hoffen.

Zu Recht: Die deutsche Wiedervereinigung hat sich aus Sicht des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) zu einer Erfolgsgeschichte entwickelt. „Die erreichte Annäherung der Wirtschafts- und Lebensverhältnisse ist eine große ökonomische Leistung“ heißt es in einer Bilanz 25 Jahre nach dem Mauerfall. Die Wirtschaftsexperten warnen vor übertriebenen Erwartungen: Löhne, Produktivität und Wirtschaftsleistung könnten in einem Land nie völlig gleich sein, sagt DIW-Chef Marcel Fratzscher. „Selbst innerhalb von Westdeutschland gibt es große Unterschiede in den Regionen.“ In Ländern wie Italien und Spanien klappt die Landesteile stärker auseinander als Ost und West in Deutschland. Freilich, es hilft kein Schönreden: 40 Jahre real existierender Sozialismus lassen sich nicht innerhalb von 25 Jahren ausgleichen. Doch strukturschwache Regionen, wie es so schön heißt, gibt es eben auch längst im Westen. Den stärksten Zuwachs bei der Armutsgefährdung haben Duisburg, Düsseldorf und Köln.

Wüster Westen

Eberhard Küfner weiß das, der ehemalige Sparkassenangestellte aus Hof, dem früheren Zonenrandgebiet. Wer Tristesse besichtigen möchte, der sollte die Stadt in Oberfranken besuchen. Das machen nicht viele: Zwei Autobahnen führen an der Stadt vorbei, die meisten fahren direkt weiter in eine der Boomstädte des Ostens – dorthin, wohin nach 1989 die Förderprogramme flossen. Manche Firma schloss ihren Sitz auf bayerischer Seite und machte in Thüringen neu auf, um die Gelder abzugreifen. Auch im Ruhrgebiet und im Norden schielen die Bürgermeister und Landräte längst auf die frei werdenden Mittel des Soli und fordern nach einem Aufschwung Ost einen Aufschwung West.

Der Maßstab, der an den Osten angelegt wird, darf nicht länger heißen: Leben wie im Westen. Sondern: Leben die Menschen heute besser als noch vor 25 Jahren? Die meisten müssten mit einem eindeutigen Ja antworten – und das machen sie auch. Das sagt eine Umfrage des Instituts für Demoskopie in Allensbach. Die Ostdeutschen sind so optimistisch wie noch nie seit der Wiedervereinigung. Jeder zweite Ostdeutsche

Der Turm der katholischen Hofkirche ragt in den Dresdner Abendhimmel. Die Stadt ist ein wahres Schatzkästchen geworden mit ihren historischen Gebäuden. 1989 waren viele Gebäude zur Ruine verkommen – darunter auch die berühmte Frauenkirche, die im Zweiten Weltkrieg zerstört worden war und deren Gerippe der DDR-Führung offiziell als Mahnmal gegen Krieg diente.

Bieblach-Ost ist die Plattenbausiedlung von Gera. Der Leerstand ist deutlich sichtbar. Planstädte im Osten Deutschlands waren als „sozialistische Städte“ konzipiert.

Der Konsum des Ostens spricht sich „Konsumm“: Es war die Marke der Konsumgenossenschaften in der DDR, die Lebensmittelgeschäfte betrieben. Nach dem Mauerfall blieb der Markenname bestehen, in den ostdeutschen Ländern gibt es weiter Supermärkte mit diesem Markennamen. Doch das Sortiment lässt sich nur in Details von West-Supermärkten unterscheiden.

Ein Stück DDR-Geschichte am Richard-Wagner-Platz in Leipzig. Die Plastiken des Springbrunnens erinnern an drei Blumen, sie werden deshalb im Volksmund Pustelblumen genannt. Gestaltet wurden sie im Jahr 1983 vom Bildhauer Harry Müller.

Die Leopoldina ist die älteste naturwissenschaftlich-medizinische Gelehrten-Gesellschaft im deutschsprachigen Raum. Die Geschäftsstelle der Nationalen Akademie der Wissenschaften hat ihren Sitz in Halle.

sieht sich als Gewinner der Wiedervereinigung – nur 23 Prozent sehen sich als Verlierer. Die persönliche Einordnung steht dabei im engen Zusammenhang mit der materiellen Situation. Die Stimmungsaufheller sind leicht zu benennen: Die Wirtschaft wächst, der Wohlstand steigt. Und wer nicht an den Fortschritt glaubt, braucht nur ein paar Kilometer weiter zu fahren, nach Polen, Tschechien, Rumänien. Länder, die ihre eigenen Wendeerfahrungen gemacht haben und heute dem deutschen Osten meilenweit hinterherhinken.

„Die Einheit gelingt“, hat Bundespräsident Joachim Gauck in einer Rede zum 3. Oktober gesagt. Der Mann hat Recht. Denn die Wende, das ist mehr als ein wirtschaftliches Projekt – es ist eine Revolution.

Die Schöne aus dem Osten

Görlitz gilt als die vielleicht schönste Stadt Deutschlands. Wie keine andere hat sie von der Friedlichen Revolution 1989 profitiert



Görlitz: ein bisschen mediterran, sehr romantisch und total international. Die Brücke führt direkt ins polnische Zgorzelec. BILD: M. KERTZSCHER

VON NICOLE RIESS

Der Görlitzer an sich sei bescheiden, sagt man. Niemals würde ein Einheimischer von seiner Stadt behaupten, sie sei die schönste in ganz Deutschland. Der inzwischen verstorbene Gottfried Kiesow allerdings, lange Jahre Vorsitzender der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, hat genau den Ausspruch geprägt, mit dem die Touristiker der Stadt heute werben. Auf ihre bescheidene Art, versteht sich: Sie stellen dem Ganzen noch ein Vielleicht voran.

So viel Zurückhaltung ist allerdings nicht nötig, denn die östlichste Stadt Deutschlands ist erwiesenermaßen schön: Görlitz wirbt mit 4000 Baudenkmalern aus Gotik, Renaissance, Gründerzeit und Jugendstil, die meisten davon restauriert – 70 Prozent sind es laut offiziellen Angaben in der Kernstadt. Deshalb lobt auch Bundeskanzlerin Angela Merkel die sanierte Altstadt als Symbol des Wiederaufbaus. Man läuft ein paar hundert Meter und hat Häuser aus 500 Jahren europäischer Architek-

„Heute leben viele junge Leute in der Innenstadt. Die Wohnungen sind individuell und vergleichsweise günstig.“

In der DDR wurde zwar wenig getan, um die historische Bausubstanz zu erhalten – es wurde jedoch auch nichts abgerissen. Glückssache, wie man heute weiß. Für Ende der 80er-Jahre waren flächendeckende Abrisse geplant – der Mauerfall kam dazwischen. In die Sanierung wurde seitdem viel Geld investiert: vom Staat, aber auch von Privatleuten, die heruntergekommene Häuser kauften und sanierten. Viele von ihnen kamen aus dem Westen. „Ohne private Investoren sähe es hier nicht so aus“, sagt Stadtführerin Gabriele Wolf ganz pragmatisch. Einer dieser Investoren ist ein unbekannter Gönner, der der Stadt seit 1995 Jahr für Jahr die Altstadt-Million spendet, die heute 511 500 Euro wert ist. Eine Stiftung verwaltet das Geld, das komplett in die Sanierung der Görlitzer Altstadt fließt.

Dass in der Stadt so viel getan wird, scheint erste Erfolge zu zeigen: Seit ein paar Jahren ziehen erstmals wieder mehr Menschen in die Stadt als sie verlassen. Da aber weniger Kinder geboren werden als Menschen sterben, sinkt die Einwohnerzahl weiter. Das Statistische Landesamt Sachsen geht von 46 400 Einwohnern im Jahr 2020 aus. Das ist erschreckend, wenn man die Entwicklung betrachtet: In der Wende-Zeit hatte Görlitz fast 75 000 Einwohner, zehn Jahre später waren es nicht mal mehr 63 000, heute sind es knapp 54 000. Es wird zurückgebaut, abgerissen, aber Tausende Wohnungen stehen leer, weil Görlitz zu groß ist für die Menschen, die noch hier leben. Wer einen gut bezahlten Job sucht, geht oft in den Westen.

Gabriele Wolf gehörte nie zu denen, die gehen wollten. Nur zum Studium war sie in Magdeburg. Aber sonst? „Ich wollte nicht weg“, sagt sie voller Überzeugung. Und das, obwohl auch sie nach der Wende ihre Arbeit verloren hatte. Sie wünscht sich die DDR um nichts in der Welt zurück, dennoch erinnert sie sich gern an die Zeit vor 1989. „Das einzige, das wir nicht hatten, war die Reisefreiheit“, sagt sie. „So wuchs man auf, man kannte nichts anderes.“ Ihr ist aber auch klar: Ohne die Wende

wären viele Häuser verfallen, die in der Blütezeit der Stadt gebaut worden waren. Görlitz war eine erfolgreiche Handelsstadt, später kam die Industrie, das Gründerzeit-Viertel zeugt davon. Aber Feinoptik, Textilindustrie, Braunkohle- etagebau gibt es nicht mehr; nur der Waggonbau ist geblieben.

Wer eine Reise nach Görlitz ankündigt, bekommt Ratschläge wie: „Lass dir bloß nicht das Auto klauen!“ Eva Wittig kennt das, neigt aber schon berufsbedingt nicht zum Dramatisieren. Kleiner reden wolle sie das Thema nicht, betont sie. Die Zahlen sprechen ohnehin für sich: Laut Statistik ist Görlitz (nach dem nördlicher gelegenen Frankfurt/Oder) auf Platz zwei der deutschen Autodiebstahl-Hochburgen. 183 Autos wurden hier 2013 gestohlen – eigentlich wenig; zum Vergleich: In Berlin auf (Platz drei) waren es fast 6700. Man muss nur die Perspektive wechseln, dann sind es in Görlitz 720 von 100 000 Autos und damit deutlich mehr als in Berlin (534).

Das sei aber kein Grund, nicht nach Görlitz zu kommen, sagt Eva Wittig. Offensichtlich sehen das die Touristen auch so. Seitdem sich Görlitz mit dem polnischen Zgorzelec als Europäische Kulturhauptstadt beworben hat, gehen die Zahlen nach oben. Zuletzt sei der Zuwachs zweistellig gewesen. Mehr als 250 000 Übernachtungen waren es 2013, ein Rekord – und kein Wunder: In der Innenstadt gibt es nur wenige Ecken, die man unschön nennen könnte. Stattdessen: schöne Hotels, gute Restaurants, preiswerte Kneipen.

Görlitz und das polnische Zgorzelec waren mal eine Stadt, nach dem Zweiten Weltkrieg wurden sie getrennt. Heute gibt es deutsch-polnische Kindergärten und eine deutsch-polnische Klasse am Görlitzer Gymnasium. Seit 1998 ist man eine Europastadt, in der zwei Sprachen und Mentalitäten aufeinandertreffen. Ein paar Brocken Polnisch spricht in Görlitz jeder, in Zgorzelec sprechen die meisten gut Deutsch. Dass man die Grenze passiert, fühlt man vielleicht nicht, man sieht es. Aber auch auf der anderen Seite der Neiße ändert sich was. So wie Görlitz von der Deutschen Einheit profitiert hat, profitiert Zgorzelec jetzt vom polnischen EU-Beitritt.



Einmalig: Die im Krieg unversehrt gebliebene Altstadt ist das Pfund, mit dem Görlitz wuchert. Dank der geschlossenen Fassade ist die Stadt beliebter Drehort für Filme mit historischer Kulisse. BILD: A. RÖMISCH



Die Neiße trennt das polnische Zgorzelec (links) vom deutschen Görlitz. Der Unterschied zwischen den beiden Hälften der Europastadt ist augenfällig. BILD: M. KERTZSCHER

Görlitwood statt Hollywood: 2002 wurde Görlitz für den Film „In 80 Tagen um die Welt“ zum Paris des 19. Jahrhunderts. In der Roman-Verfilmung „Der Vorleser“ stellte es die Stadt Heidelberg im Jahr 1950 dar.

turgeschichte gesehen, die selbst den Zweiten Weltkrieg überstanden haben. So etwas findet man so schnell nicht wieder, wenn überhaupt. Für viele Menschen sei ein Besuch in Görlitz ein Aha-Erlebnis, sagt Eva Wittig, die für das Marketing der Stadt zuständig ist. „Man vermutet das hier einfach nicht – so viel Pracht in so einer kleinen Stadt.“

Dass es hier nicht immer so aussah, wird schnell klar. Es sei ein Unterschied wie Tag und Nacht, erinnert sich Eva Wittig, wenn sie an Görlitz vor 1989 denkt. Fotos aus den 80er-Jahren zeigten im Grunde das gleiche Bild wie nach dem Krieg. Die Häuser waren verfallen, leblos. „Früher wollte hier niemand wohnen“, sagt Wittig. Da ging man lieber in moderne Plattenbauten mit Heizung und fließend Warmwasser. Aber:

Görlitz

➤ **Die Stadt:** Die östlichste Stadt Deutschlands war dank ihrer Lage im Grenzgebiet im Mittelalter ein blühendes Handelszentrum. Dank der 4000 größtenteils restaurierten Baudenkmäler wird Görlitz oft als das größte zusammenhängende nationale Flächendenkmal bezeichnet.

➤ **Anreise:** Der nächstgelegene Flughafen ist Dresden, von dort fährt man mit dem Zug bis Görlitz. Bei der Anreise mit dem Auto nimmt



man auf der Autobahn A4 die Abfahrt Görlitz.

➤ **Im Internet:** Wissenswerte zur Stadt, Hinweise zur Übernachtung und Ausflugs-Tipps: www.goerlitz.de (nri)

1400 Kilometer war die Grenze zwischen der Bundesrepublik und der DDR lang.

SÜDKURIER

Ein Produkt aus dem SÜDKURIER Medienhaus

www.suedkurier.de | November 2014

SÜDKURIER GmbH, Max-Stromeyer-Straße 178, 78467 Konstanz

Titelbild: AFP